

Zeitschrift: Bündner Seminar-Blätter
Band: 8 (1890)
Heft: 4

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Blätter für Erziehenden Unterricht.

Der „Bündner Seminarblätter“

VIII. Jahrgang.

Begründet und bisher herausgegeben von a. Seminardirektor THEODOR WIGET
und nun fortgesetzt von

Institutsdirektor Gustav Wiget und Seminardirektor Paul Conrad
in Rorschach in Chur.

№ 4.

Frauenfeld, 15. Februar 1890.

1889/90.

Die Schw. Bl. f. Erziehenden Unterricht erscheinen jährlich zehn mal, je auf den 15. eines Monats (ausgenommen Juli und August) in Nummern von zwei Bogen und kosten, portofrei geliefert, 3 Fr. per Jahr für die Schweiz und 3 Mark für die Länder des Weltpostvereins. — Insertionspreis der durchgehenden Petitzeile 30 Rp., für das Ausland 30 Pfg. — Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen, sowie der Verleger J. Huber in Frauenfeld.

Die sittlichen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln.

VON GUSTAV WIGET.

(Fortsetzung.)

4. Die Idee der innern Freiheit.

Diese Idee eröffnet die Reihe der sittlichen Musterbegriffe. Sie beruht auf dem Verhältnis eines wirklichen oder gedachten Wollens zu dem von der sittlichen Einsicht geforderten idealen Wollen, und das Evidenzurteil lautet: *Die Übereinstimmung des Willens mit der sittlichen Einsicht gefällt; das Gegenteil missfällt.*

Dieser Einklang des Willens mit der sittlichen Einsicht äussert sich im Leben als Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, als Gesinnungs- und Überzeugungstreue, als Selbstüberwindung und Standhaftigkeit. In der Poesie tritt sie uns verkörpert entgegen in Iphigenie, von der Orestes sagt:

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt“,

in Max Piccolomini, von dem Wallenstein bezeugt:

„Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet.
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück.“

in Nathan dem Weisen, von dem Al Hafi voll Entzücken der Schwester Saladins erzählt:

„wie frei von Vorurteilen
Sein Geist, sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.“

Wir erkennen sie in der Jungfrau von Orleans, die nach dem Sturme, der sie geheilt, sich rühmen darf:

„In mir ist Friede — Komme was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewusst!“

in Ritter Paulet, der sich nicht kümmert um das Gerede der Leute, sondern allein um das Urteil seines Gewissens; denn

„Nicht der laute,
Nur der gerechte Tadel kann verletzen.“

und der darum auch Burleighs Vorschlag, Maria Stuart heimlich aus der Welt zu schaffen, mit Entrüstung zurückweist, weil wohl sein Ruf rein bliebe, nicht aber sein Gewissen;

in Talbot, der es wagt, dem Zorn der Königin Elisabeth sich blosszustellen und der aufgegebenen Maria sich anzunehmen, damit man nicht sagen könne, dass im Staatsrat

„Die Leidenschaft, die Selbstsucht eine Stimme
Gehabt, nur die Barmherzigkeit geschwiegen“;

vor allem aber in Gustav Schwabs Charakterbild „Johannes Kant“, in dem uns, wie Nahlowsky treffend bemerkt, der Grundtypus der innern Freiheit mit allen ihren Konsequenzen, der unverbrüchlichen Wahrhaftigkeit, unerschütterlichen Gesinnungs- und Überzeugungstreue und der lautersten Gottinnigkeit in voller Anschaulichkeit entgegentritt.

Diese Harmonie zwischen Wille und sittlicher Einsicht führt den Namen der *Freiheit*, weil man durch sie frei wird von der Herrschaft der Begierden und Leidenschaften, frei von den Schmerzen der Reue oder, wie die Bibel sich ausdrückt, frei von der Knechtschaft der Sünde. Freiheit hat auch hier nicht die vulgäre Bedeutung von Willkür und Ungebundenheit, sondern im Gegenteil von Gebundenheit — aber gebunden an nichts anderes als an das Gewissen, an das Sittengesetz in unserer Brust, als den einzigen rechtmässigen Herrn unseres Willens. — In der freiwilligen Unterwerfung unter dieses Oberhaupt liegt unsere „sittliche Reichsunmittelbarkeit“, dessen einfache aber zutreffende Formel nach den Worten des alten Götz von Berlichingen lautet:

„Ist dein Gewissen rein, so bist du frei.“

Diese Art der Freiheit führt den Namen der *innern* Freiheit im Unterschied von der äussern, der bürgerlichen oder politischen Freiheit.

Jene kann ohne diese bestehen; zu ihr kann der Mensch gelangen, „und wär' er in Ketten geboren“; denn der Freiesten Freiheit ist, recht zu tun, und kein Kaiser und König kann uns hindern, das Rechte wenigstens zu wollen. Die politische Freiheit aber kann auf die Dauer nicht ohne die sittliche bestehen; denn sie basirt rein auf der erhöhten geistigen und sittlichen Kraft des Volkes. Und sie geht jedesmal verloren, „wenn ein träges Geschlecht die sittliche Arbeit zu umgehen sucht und mühe-los durch *Formeln* staatlicher und sittlicher Art etwas produziren will, was nur auf dem Ackerfelde täglicher, redlicher und nie endender sittlicher Arbeit gedeiht.“¹

Wir nennen diese Freiheit endlich auch die *moralische* Freiheit zum Unterschiede von der psychologischen. Psychologisch frei ist schon, wer sein Wollen nach Gründen bestimmt, sittlich frei aber erst der, welcher den *besten* Gründen, d. h. den sittlichen Ideen folgt.

Darum darf man in dem Willensverhältnis, das der innern Freiheit zu Grunde liegt, nicht das eine Glied, die sittliche Einsicht, durch eine Einsicht anderer Art ersetzen wollen — z. B. durch Maximen der Klugheit, wie das bei Pylades oder bei Odysseus der Fall ist.

Man darf die sittliche Einsicht überhaupt nicht ersetzen wollen durch Maximen, die bloss einen *subjektiven* Wert haben, wie z. B. die Vorurteile des Standes, die Grundsätze des Korpsgeistes, die Gesetze der Etiquette. Durch derartige Maximen von bloss subjektivem Werte wird Tellheim trotz der sonstigen sittlichen Grösse in eine Sackgasse getrieben, aus der er erst durch die humorvolle Probe des Fräuleins von Barnhelm geführt wird. Ein falscher und übertriebener Ehrbegriff macht ihn unverzeihlich stolz, und dieser unverzeihliche Stolz macht ihn, den vortrefflichen Menschen, zum Unglücksegoisten.

Man darf die sittliche Einsicht auch nicht substituiren wollen durch Grundsätze einer Partei, wie das Burleigh in „Maria Stuart“ tut, dem der Nutzen des Staates zugleich auch als Gerechtigkeit erscheint. Auch nicht durch „treibende Ideen des Jahrhunderts“ und durch „Forderungen des Zeitgeistes“, womit sich z. B. Gessler zu entschuldigen sucht:

„Weitschicht'ge Dinge sind im Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.
Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Wege —
So oder so — es muss sich unterwerfen.“

Die Einsicht, der gegenüber der Wille in Gehorsam sich beugen soll, muss des Herrschaftsrechtes auch wirklich würdig sein. Sie muss

¹ Hilty, Helvetik pag. 15.

einen *absoluten* Wert haben. Einen absoluten Wert aber haben nur die sittlichen Ideen; darum gebührt ihnen allein des Willens Regierung und Führung.¹

Aber diese Regierung muss ihren Sitz im eigenen Lande haben, d. h. die vorbildende Einsicht und der sich ihr nachbildende Wille müssen in einem und demselben Individuum beisammen sein. Der eigenen guten Einsicht muss der Mensch gehorchen, nicht fremder Autorität darf er sich unterwerfen; er selbst muss sich das Sittliche zur Obrigkeit erwählen und sich freiwillig ihr unterwerfen, ohne äusseren Zwang und ohne inneres Widerstreben. Was für ein feines sittliches Gefühl spricht nicht aus Iphigeniens Selbstanklage:

„O wie beschämt gesteh' ich, dass ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu *freiem Dienste* dir gewidmet sein.“ (I. 4.)

Einsicht und Wollen gehören unverbrüchlich zueinander; sobald man diese trennt, ist das Verhältnis und mit ihm die innere Freiheit aufgehoben. Einsicht ohne Gehorsam, d. h. ideales Wollen ohne Vollbringen des Guten, führt zu innerer Unfreiheit, die in der Klage Fausts:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“

ihren klassischen Ausdruck hat. Und Gehorsam ohne Einsicht, d. h. einsichtslose Unterwerfung unter fremde Autorität, erhebt den Menschen auch nicht zu der beseligenden Höhe der innern Freiheit, sondern führt ihn im günstigen Falle auf den „sichern Weg der Pflicht“, im ungünstigen aber, „wenn *anders* schlägt das Herz in unserer Brust“, zu innerer Zerrissenheit oder gar zu Selbstverachtung.

Aus dieser Stimmung heraus klagt Gordon in Wallensteins Tod:

¹ Wenn man statt *sittliche* Einsicht einfach *individuelle* Einsicht setzt, so macht man sich die innere Freiheit allerdings leicht. Dann braucht es zu einem *guten*, d. h. *ruhigen* Gewissen nichts mehr, als dass man — nach dem verführerischen Ausspruch der Gräfin Terzky — übereinstimmt mit sich selbst. Solcher Art wird wohl auch das gute Gewissen eines St. Just (vide den Essai des Herrn Prof. Hilty, Nr. 1, Seite 9) gewesen sein. Wer aber seine Einsicht selber der Beurteilung durch die übrigen Ideen unterwirft, der hat gegenüber der Idee der innern Freiheit einen so schweren Stand, dass er nie ganz zur Ruhe kommt. Wer das fertig bringt und sich noch gar des „sanften Ruhekissens“ rühmt, dessen Bekanntschaft muss man nach Herrn Prof. Hiltys Rat lieber nicht machen wollen. Auf sie ist wohl Schopenhauers Wort gemünzt: Mancher würde sich wundern, wenn er sähe, woraus sein Gewissen, das ihm ganz stattdlich vorkommt, eigentlich zusammengesetzt ist: etwa aus $\frac{1}{5}$ Menschenfurcht, $\frac{1}{5}$ Gottesfurcht, $\frac{1}{5}$ Vorurteil, $\frac{1}{5}$ Eitelkeit und $\frac{1}{5}$ Gewohnheit.

„Wir Subalterne haben keinen Willen.¹

Der freie Mann, der mächtige, allein

Gehorcht dem schönen, menschlichen Gefühl;

Wir aber sind nur Schergen des Gesetzes,

Des grausamen; Gehorsam heisst die Tugend,

Um die der Niedre sich bewerben darf.“ (IV. 2.)

Und dieser blinde Gehorsam ist nicht einmal eine Tugend, wenigstens nicht vom Standpunkt der innern Freiheit aus, so grossen Wert auch ein legales Verhalten für den Staat und die Gesellschaft hat. Aber es ist die Vorstufe dazu, denn die Legalität kann sofort in Sittlichkeit übergehen, sowie zu dem Wollen nach fremder Einsicht die eigene Überzeugung hinzutritt.

Durch diesen Vorhof muss auch die Erziehung schreiten. Auch sie muss sich lange Zeit mit dem legalen Gehorsam begnügen. Die Eltern, der Pfarrer, die Lehrer vertreten im Kinde die Einsicht durch die Macht ihrer Persönlichkeit. In diesem Autoritätsverhältnis standen Wallenstein und Max zueinander bis zu dem Tage, da Max eine Wahl zu treffen hatte zwischen Wallenstein und seinem Gewissen, d. h. bis zu dem Tag, da das Vorbild Wallenstein abfiel von dem ewigen Musterbild, das sich in Max gebildet hatte. Bis dahin aber hat ihm Wallenstein, „wie der feste Stern des Pols, als Lebensregel vorgeschienen.“

„Denn bis auf diesen Tag war mir's erspart,

Den Weg mir selbst zu finden und die Richtung,

Dir folgt' ich unbedingt. Auf dich nur braucht' ich

Zu sehn und war des rechten Pfads gewiss.“ —

Kann man schöner die Macht der vorbildlichen Persönlichkeit schildern? Aber wie wenige Lehrer und Professoren dürfen sich einer solchen Macht rühmen? Das sollte uns doch bescheiden machen und vorsichtig in unserm Pochen auf die erzieherische Macht unserer Persönlichkeit.

Indessen, wie gross sie immerhin sei, für sich allein genügt sie nicht, um den legalen Gehorsam des Kindes zum sittlichen zu erheben. Um das zu erreichen, muss zu der äusseren Gewöhnung die eigene sittliche Einsicht hinzutreten. Die Bildung der sittlichen Einsicht aber ist Sache des Unterrichtes, des Gesinnungsunterrichtes, der den Schüler in das Fühlen und Wollen der handelnden Personen der Profan- und Heilsgeschichte und der Poesie versenkt und durch solche Anschauungen des Gemüts sein sittliches Urteil weckt *„nach den ewigen Wertmassstäben, die ein jedes in sich hat vor allem Wissen, die aber durch das*

¹ D. h.: wir dürfen dem allgemeinen Willen, den allgemein gültigen Grundsätzen und Maximen nicht gehorchen.

*blosse Massenwissen stumpf oder verschüttet werden.*¹ Und zu diesem gesinnungsbildenden Unterricht, den Herbart mit Recht die stärkste pädagogische Kraft nennt, muss dann die Zucht hinzukommen, welche den Zögling gewöhnt, nun auch der bessern Einsicht gemäss zu wollen und zu handeln.

Wenn die sittliche Einsicht gebildet und diese Unterwerfung des Willens unter diese Einsicht ausgebildet ist — was freilich nicht mit dem Ende der Schulzeit zusammenfällt —, dann ist der Erzieher entbehrlich geworden, und der Zögling muss nun selbständig durch Selbsterziehung dem Ideal der innern Freiheit entgegenwachsen.

Diesen Übergang von der Legalität zur Sittlichkeit, von der geforderten Unterwerfung unter die Autorität der Eltern, der Kirche und Schule zu der freiwilligen Unterwerfung unter die Majestät des Sittengesetzes in unserm Innern, diese Erhebung vom blinden zum sittlichen Gehorsam, dieses ganze Problem der Erziehung liegt angedeutet in dem herrlichen Bekenntnis Iphigeniens:

„Von Jugend auf hab ich gelernt gehorchen,
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei.“

„Und folgsam fühlt' ich meine Seele am schönsten frei.“ Das ist der klassische Ausdruck der innern Harmonie, des Einklangs zwischen Wille und sittlicher Einsicht. Der sittliche Gehorsam ist begleitet von dem Glück eines guten Gewissens, der Ungehorsam aber gegenüber der sittlichen Einsicht von Gewissensbissen, von jenem peinigenden Gefühl des Zwiespaltes zwischen dem erkannten Musterbilde und der eigenen Schwäche. Und dieser Zwiespalt erst erzeugt den Imperativ. Im Musterbilde selbst liegt noch nichts von einem Gebot oder Verbot, nichts von einem: „Du sollst!“ oder „Du sollst nicht!“ In ihm liegt nur die elementare Äusserung des Beifalls oder des Abscheus. Aber der innere Aufruhr, der in unserer Brust entsteht, wenn das Musterbild in unerschütterlicher Klarheit vor der Seele beharrt und den Kontrast der vollbrachten Tat zu immer deutlicherem Bewusstsein bringt, der dringt auf Abänderung des missfälligen Verhältnisses, und die Reue und Verzweiflung erheben die Forderung: Stelle den Einklang her, mache gut, was du verbrochen, handle in Zukunft deinem Gewissen gemäss. Diese Qualen innerer Dissonanz erscheinen bei den Griechen personifiziert in der Gestalt der Furien. Wer kennt nicht ihre Schilderung?

¹ Hildebrand. Vom deutschen Sprachunterricht, 196.

„Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
 Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
 Der Zweifel und die Reue, leis herbei.
 Von ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
 In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
 Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
 Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher
 Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuss;
 Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.“ (Iphigenie III. 1.)

oder den Gesang der Erinnyen in den „Kranichen des Ibycus“:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
 Bewahrt die kindlich reine Seele!
 Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
 Er wandelt frei die Lebensbahn.
 Doch wehe, wehe, wer verstohlen
 Des Mordes schwere Tat vollbracht!
 Wir heften uns an seine Sohlen,
 Das furchtbare Geschlecht der Nacht.
 Und glaubt er fliehend zu entspringen,
 Geflügelt sind wir da, die Schlingen
 Ihm werfend um den flüchtigen Fuss,
 Dass er zu Boden fallen muss.
 So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
 Versöhnen kann uns keine Reu',
 Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
 Und geben ihn auch dort nicht frei.“

Der Unseligkeit des schuldbeladenen Gewissens hat auch Rückert
 Ausdruck verliehen:

„Des Menschen Schuldbuch ist sein eigenes Gewissen,
 Darin durchstrichen wird kein Blatt, noch ausgerissen“ —

und wiederum Schiller:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
 Der Übel grösstes aber ist die Schuld.“

Und Tauber:¹

„Gewissen — leiser Pendelschlag
 Des lang berauschten Herzens,
 Wer achtet dein am lichten Tag,
 Beim frohen, tollen Zechgelag,
 Inmitten ausgelassenen Scherzens?
 Doch steigt zu Tal die kalte Nacht,
 Vertobt der rohen Sinnen Sturm:
 Da horchst du auf in stummer Wacht,
 Da kommst du nah und immer näher sacht,
 Und bohrst und bohrst, der Wurm im Wurm,

¹ Die Lust zu fabuliren. Leipzig 1878.

In tiefster Brust unausgesetzt,
 Und bohrst und bohrst und schlägst zuletzt
 Die Wunden, die am Tag nicht bluten,
 Die Wunden, heiss wie Höllengluten,
 Die Wunden, die kein Auge sieht,
 Und singst dabei ein altes Lied,
 Das halb ein Fluch, halb ein Gebet,
 Das alte Lied: zu spät, zu spät.

Vor allen aber malt der grosse Shakespeare in Hamlet, in Macbeth und in König Richard III. die Seelenfolter des bösen Gewissens, die Eumeniden, die nicht von aussen kommen, sondern „am Grund der Seele lauern“, nach böser Tat sich regen, die Seele füllen und zu Tode quälen, die sittliche Selbstverurteilung, der man vergebens zu entrinnen sucht, und die zu späte Reue, die zur Verzweiflung führt.

So qualvoll und peinigend die Gewissensbisse indessen sind, so liegt in ihnen doch eine erzieherische Macht. Gequält, gewarnt und gewitzigt durch den innern Zwiespalt und Aufruhr wird der Mensch wachsam gegen die Angriffe der Begierden und Leidenschaften und aufmerksam auf die warnende Stimme des Gewissens. Und dieses auf der Hut sein, dieser Wacht- und Sicherungsdienst der Seele, sie verhelfen nach und nach der sittlichen Einsicht zum Siege.¹

Auf dieser Stufe wird der Mensch nicht erst nach der unwiderbringlich geschehenen Tat des innern Zwiespalts sich bewusst, sondern beim blossen Vorsatz schon schrickt er zurück. So ist Iphigenien schon die blosse Erscheinung des guten Arkas ein stiller Vorwurf:

„Es schlägt mein Herz, es trübt sich meine Seele,
 Da ich des Mannes Angesicht erblicke,
 Dem ich mit falschem Wort begegnen soll“ —

und schon nach blosser Zustimmung zu List und Lüge empfindet sie die Qual des innerlichen Widerspruchs:

„O, weh der Lüge, sie befreiet nicht
 Wie jedes andre wahrgesprochne Wort
 Die Brust, sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
 Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
 Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gott
 Gewendet und versagend, sich zurück
 Und trifft den Schützen.“

¹ Dass die Stimme des ethischen Urtheiles oft übertönt wird in Sinnenlust und Sinnenrausch, dass die sittliche Einsicht oft unterliegt im Kampf mit Neigungen und Trieben, das steht mit der behaupteten Evidenz des sittlichen Urtheils in keinem Widerspruch. Denn damit ist nicht gesagt, dass das sittliche Urteil zugleich auch die stärkste Vorstellung im Bewusstsein sei, sondern nur, dass es im gegebenen

Aber kann man im Leben immer nach dem Gewissen handeln?
Oder hat Pylades Recht, der zu Iphigenien spricht:

„Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern strenge sein; du lernst es auch.
So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Dass keiner in sich selbst, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann.“?

Hat Wallenstein Recht, der zu Max sagt:

„Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element.“?

Müssen alle andern den irdischen Mächten dienen und lebt wirklich keiner,

„der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen“?

Muss man den ethischen Imperativ unterschreiben, wie etwa ein Lied, das in einer zu hohen Tonart geschrieben ist?

Darauf antwortet die Ethik: Die vollständige Übereinstimmung des gesamten Wollens mit der reinen sittlichen Einsicht ist ein Ideal, das wir uns nur in Gott und in dem Heiligen des Evangeliums denken können; es ist der Zustand der Heiligkeit. Uns Menschen ist aber nur das Streben darnach, die Sittlichkeit möglich. Aber diesem Streben sind nirgends Grenzpfähle gesetzt.

Wo Pylades dem Gebot der Klugheit folgt und sich der List vertraut, wo ein Orest auf den Kampf abstellt und zum Schwerte greift, da folgt Iphigenie dem Gebote des Gewissens und vertraut auf die Macht der Wahrheit und rettet ihre Seele vom Verrate. Und wo Wallenstein fällt, da haben Max und Thekla einen Ausweg gefunden und die Treue gehalten. Auch Wallenstein hätte ihn finden können. Max hat ihn ihm gewiesen:

„Und wär's zu spät — und wär' es auch so weit,
Dass ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! Falle würdig, wie du standst,
Verliere das Kommando! Geh' vom Schauplatz,
Du kannst's mit Glanz, tu es mit Unschuld auch!

Aber wenn man freilich wie Wallenstein „aus grobem Stoff gemacht ist“, wenn die Begierde uns zur Erde zieht, wenn man, statt den Ideen

Falle mit zwingender Gewissheit hervortrete, nicht, dass es von vornherein herrsche über jedes Wollen, sondern nur, dass es selber keinem Wollen entstammt, sondern willenlos über alles Wollen und Tun ergeht.

nachzuleben, nach Gütern dieser Erde trachtet, nach Ruhm und Macht und Grösse strebt, dann freilich bringt keiner die Seele rein aus diesem Dienst zurück. Das aber sind keine Güter von absolutem Wert, und ihnen als dem Höchsten nachzujagen, ist an sich schon eine sittliche Verirrung.

So eröffnet die Idee der innern Freiheit den Blick auf eine ungeahnte Höhe. Wir Menschen klettern an diesem hohen Berge der Freiheit hinauf. Keiner klimmt empor ohne Anstrengung, und keiner ist sicher, nicht wieder abwärts zu gleiten.

Während mancher sich nicht erhebt über die Sphäre der rohen Sinnlichkeit, trachten andere sich zu befreien von der Gewalt, die alle Wesen bindet, indem sie sich überwinden, und streben empor zu jener Sonnenhöhe der Sittlichkeit, zu jener Läuterung und Klärung, die in der Schule der Leiden Schiller errungen, von dem Goethe gesagt hat:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Der Sempacherkrieg.

Präparation für das V. Schuljahr.

Mit Zugrundelegung des von Dr. W. Öchsli der schweizerischen Schuljugend gewidmeten „Gedenkblattes für die 500jährige Schlachtfeier zu Sempach.“

VON ALFRED WIDMER, Lehrer in Rorschach.

Dieser Einheit vorgängig waren behandelt worden: In Kurs IV die Vogtsgeschichten der Waldstätte und die ersten Bünde (nach dem vaterländischen Lesebuch von Wiget & Florin), die Schlacht bei Morgarten und der erste Friede der drei Waldstätte mit Österreich (1318); in Kurs V die Gebietsvergrösserung durch neue Bündnisse (Luzern, Zürich, Zug, Glarus und Bern, Entlebuch, Sempach u. s. w.), welche zu neuen Kämpfen, den Freiheitskriegen, Veranlassung gaben, in deren Mittelpunkt die Schlacht bei Sempach und an deren Ende der Friedensschluss vom 22. April 1389 sich stellt.

Da jede geschichtliche Begebenheit, jedes Zeitalter sich in der Regel am besten darstellt in der Sprache seiner Zeit, habe ich mich zuerst nach Quellschriften umgesehen, aber ich habe keine gefunden, die ich dem Unterricht hätte zu Grunde legen können. Die österreichischen Berichte von Gregor Hagen (1395) und von Twinger von Königshofen (1390) sind, von einseitig gegnerischem Standpunkt abgefasst, unvollständig und ebenso wenig verwendbar als der schweizerische Bericht von Justinger (1420). Zudem schweigen alle drei Darstellungen

über die Tat Winkelrieds, die wir doch „als kostbarstes Stück in der Schatzkammer unserer alten Überlieferungen hochhalten.“ Der Bericht der Zürcherchronik (1438), der die früheste Erwähnung Winkelrieds enthält, ist in seinem ersten Teil unklar und ungenau. Da griff ich denn frisch und froh zu dem ungemein klar und fesselnd und in epischer Breite geschriebenen Gedenkblatt von Dr. Öchsli, das seit 1886 in gar manchem Hause, sorgfältig in der Truhe verschlossen, aufbewahrt wird. Jeder Schüler brachte ein Exemplar desselben mit, und so konnte jeweilen auf der Stufe der Darbietung der Text *gelesen* werden.

Ziel: Wie die Österreicher abermals versuchen, die Eidgenossenschaft zu vernichten!

I. Abermals? Sie haben es schon einmal versucht anno 1315 bei Morgarten. Jetzt haben sie aber noch mehr Gründe als dazumal, nämlich:

(Durch die Schüler zusammenzustellen.) Bei Morgarten sind sie jämmerlich unterlegen. Da werden sie wohl darnach trachten, jene Niederlage wieder gut zu machen, wie es etwa auch mutige Knaben beim Ringen zu tun pflegen.

Der alte Hass ist aber noch grösser geworden; denn die Eidgenossen haben inzwischen den Österreichern mehrere Städte und Länder weggenommen, die diesen gehörten, so Luzern anno 1332, Zug (und Glarus) 1352. Und im Jahr 1351 halfen sie den Zürchern, als diese Rapperswil verbrannt hatten. Luzern namentlich hatte den Österreichern viel Leides zugefügt, indem es Bündnisse schloss mit Entlebuch, mit Sempach und Rotenburg, welche Ortschaften früher ebenfalls unter jener Herrschaft gestanden waren.

Was wird nun der Herzog der Österreicher tun? Er sucht gewiss, den Eidgenossen alle jene Orte wieder zu entreissen und sie zu bestrafen. Wo wohl die Rüstung stattfinden wird? Etwa in Zug, wie anno 1315? Unmöglich, denn diese Stadt ist ja auch abgefallen. Aber im Aargau könnte sie veranstaltet werden, dort hat ja auch Albrecht einst sein Heer sammeln wollen. Richtig! Wohin könnte alsdann von dort aus der Herzog ziehen? Vermutungen: Nach Zürich — weil es ihm am nächsten liegt — oder nach Zug und von dort aus nach Schwyz, wie es früher schon beabsichtigt war — oder nach Luzern, weil es den Österreichern am meisten verhasst ist . . . und von dort aus in die drei Urkantone u. s. w.

Ihre Vorbereitungen treffen wohl die Feinde ganz heimlich, um unvermutet die Eidgenossenschaft überfallen zu können? Nein, wie im Jahr 1315, so müssen sie wohl auch jetzt den Krieg ansagen. Alsdann können sich auch die Eidgenossen rüsten zur Verteidigung.

1. Der Beginn des Krieges.

II. Als die österreichischen Heerscharen im Aargau zusammenströmten, dachten die Eidgenossen, Leopold werde den Krieg durch einen Angriff auf die Mauern Zürichs beginnen und sandten daher 1600 Mann Verstärkung dorthin. Der Herzog führte jedoch einen andern Plan im Schilde. Während einige tausend Mann unter dem Freiherrn von Bonstetten von Brugg und Baden aus Zürich im Schach hielten, schlug Herzog Leopold selbst mit der Hauptmacht (6000 Mann) den Weg nach Luzern ein. Zunächst nahm er Willisau in Besitz, um die Bewohner des Städtchens für die von ihnen gezeigte Hinneigung zu den Eidgenossen zu züchtigen. Nachdem seine Truppen Willisau geplündert und in Brand gesteckt, richtete er seinen Marsch nach Sursee und hielt daselbst Sonntags den 8. Juli unter Trommelklang und Trompetengeschmetter einen Einzug, ohne zu ahnen, welches Verhängnis ihn und seine kampflustigen Begleiter schon am nächsten Tage ereilen sollte.

Erläuterungen: Warum schickte Leopold eine Abteilung nach Zürich? Er wollte eben die Eidgenossen täuschen, damit sie seinen eigentlichen Plan nicht erkennen und so ihre Kräfte zersplittern müssen.

Erklärung der Redensart: Im Schach halten = bedrohen.

Wie zeigen sich die Österreicher beim Einzug in Sursee? Siegesbewusst ziehen sie in jenem Städtchen, das ihnen treu geblieben war, ein. Sie vertrauen auf ihre Zahl, ihre guten Waffen und ihre Kraft. Mit den Bauern der Waldstätte hoffen sie leicht fertig zu werden.

2. Nach Sempach.

I. Wohin Leopold von Sursee aus ziehen wird? Offenbar nach Luzern, denn die Luzerner haben ihm ja am meisten Schaden zugefügt durch die Wegnahme von Städtchen und Landschaften. Am Wege aber liegen Sempach und Rotenburg. Da wird er trachten, diese abgefallenen Ortschaften wieder an sich zu bringen. Sicherlich wird er strenge Rache üben wie in Willisau.

II. Montags den 9. Juli bedeckte ein wolkenloser Himmel das Land. In der taufrischen Morgenfrühe brach Leopold mit seinem Heere auf gen Luzern. Voran ritten die Edeln, etwa 2000 an der Zahl, mit ihren wehenden Bannern, ihren Helmzierden und reichgestickten Wappenröcken, unter denen sie ihr Eisengewand verhüllten, einen ebenso glänzenden, als furchtbaren Anblick darbietend. Bald erschien ein Reitertrupp vor den Mauern Sempachs, begleitet von 200 Mähern, die unter Spott und Hohn das Korn auf den Äckern der Bürger niederlegten.

„Bringt doch den Mähern das Morgenessen und den Lohn heraus!“ rief ein Ritter in das Städtchen hinein. „Die Eidgenossen“, lautete die Antwort, „werden euch bald ein Morgenbrot anrichten, bei dem mancher den Löffel wird fallen lassen.“

Erläuterungen: Warum zeigen denn die Sempacher keine Furcht vor den Österreichern? Wahrscheinlich haben sie an die Eidgenossen Boten geschickt und hoffen, dass dieselben ihnen bald zu Hülfe eilen werden. Bis dahin glauben sie sich wohl verteidigen zu können.

Die Ausdrücke: Ritter, Edeln, Wappenrock, Eisengewand, Helmzierde nötigen zur Besprechung der damaligen Ritterausrüstung, was auch das Erfassen und das Verständnis der folgenden Abschnitte wesentlich erleichtert. Einschlägiges Material findet sich in Dändlikers Geschichte der Schweiz, I. Bd., pag. 228—230 und 589—590, mit Figuren 40, 42, 93 und 94, ferner in Westermanns Monatsheften (1882): Tjost & Turnier in Deutschland (mit vielen Bildern.)

3. Das Zusammentreffen.

I. Ob wohl die Eidgenossen den Österreichern das „Morgenbrot“ bringen? Jetzt sind sie ja in Zürich, um dieser bedrängten Stadt zu helfen. Vermutung: Wahrscheinlich sind sie jetzt durch Boten inne geworden, dass ihre Heimat in Not ist. Da werden sie so schnell als möglich heimeilen, ihr Land zu schützen. Vielleicht werden sie Luzern zu schützen suchen, vielleicht das bedrohte Sempach.

II. Der Gewalthaufe der Österreicher liess jedoch Sempach rechts liegen und rückte auf Wegen vor, welche über die waldbedeckten Höhen im Osten des Sees hinführten. Plötzlich stiessen die vorausgesandten Späher auf ein eidgenössisches Heer. Dieses lagerte am Rande einer Haide, etwa eine halbe Stunde nordöstlich von Sempach im sog. Meiersholze. Es waren die 1600 Mann aus den vier Waldstätten, welche in Zürich geweilt hatten, aber auf die Kunde von dem Marsche des Herzogs zum Schutze der bedrohten Stadt aufgebrochen waren. (Zeichnen des Situationsplanes.)

Erläuterungen: Ob wohl die beiden Gegner einander so nahe vermuteten? Die Eidgenossen glaubten wohl, der Feind sei vor den Mauern Sempachs. So hatten es ihre Boten berichtet. Im Meiersholze wollten sie wahrscheinlich von dem langen Marsche etwas ausruhen und neue Kräfte sammeln zum bevorstehenden Kampf. (Entfernung zwischen Sempach und Zürich 8—10 Stunden.) Die Österreicher dagegen schickten schon Späher aus. (Erklärung des Wortes.) Sie mochten schon gehört haben, dass die Eidgenossen heranziehen. Nun rüsten sich beide Teile zum Kampf.

II. (Fortsetzung.) Als sich so die Österreicher die Strasse verlegt sahen, entschlossen sie sich alsbald zum Angriff. Freilich war die etwas geneigte, von Bächen durchschnittene Hochfläche zum Kampf zu Ross völlig ungeeignet; aber die Ritter hielten es weder für vereinbar mit ihrer Ehre, sich zurückzuziehen, noch wollten sie den Ruhm, die Schweizer geschlagen zu haben, ihrem Fussvolk (das weiter zurückstand), gönnen. Sie sassen daher ab von ihren Rossen, hackten die langen, aufwärts gebogenen Schnäbel an ihren Eisenschuhen, die sie am Gehen hinderten, los und ordneten sich zur Schlacht. Mann an Mann, dicht gedrängt, bildeten diese mit ihren vorgehaltenen, fast 5 m langen Lanzen eine undurchdringliche, eiserne Mauer.

Auch die Eidgenossen machten sich kampffertig, indem sich die Haufen der einzelnen Orte im Spitz oder Keil aufstellten, so dass drei beherzte Krieger zu vorderst, hinter diesen fünf, dann sieben u. s. w. standen. Den rechten Flügel hatten die Luzerner, den linken die Unterwaldner, die Mitte die Urner und Schwyzer inne.

Erläuterungen: Warum die Ritter sich so schnell zum Angriff entschlossen? Sie glaubten eben, das Hirtenvolk schnell und allein besiegen zu können. An eine Niederlage dachten sie gar nicht.

Keil: Die stärksten zu vorderst, damit diese die „Mauer“ brechen und den andern freie Öffnung verschaffen können. (Zeichnen des Keils.)

Sind alle eidgenössischen Lande vertreten beim Kampf? Nein, nur vier Orte sandten ihre Mannschaft. Bern, Glarus, Zug und Zürich fehlen. Sie werden eben an die eigene Sicherheit denken. Über die Gründe des Fernbleibens vergleiche Dändliker, Geschichte der Schweiz, Bd. I, pag. 525—527.

4. Beginn der Schlacht.

I. Nun werden die Eidgenossen auf die Österreicher loszudringen versuchen. Wie diese bewaffnet waren, haben wir eben vernommen. Was für Waffen wohl die Eidgenossen hatten? Im Museum in St. Gallen sahen wir sie, nämlich: Hellebarte, Streitaxt, Morgenstern, Schwert, Armbrust. Verwendung derselben: Mit der Armbrust konnte man nicht viel ausrichten, da die Feinde durch Helme, Panzer und Schild geschützt waren. Durch diese konnte kein Pfeil dringen. Gewehre kannten die Eidgenossen noch nicht. Mit den schweren Schlagwaffen dagegen sind sie im stande, die Eisengewänder durchzuschlagen. Aber die Länge der Waffen? Die Lanzen der Österreicher fast 5 m (16 Fuss), die Hellebarten und Morgensterne dagegen nur etwa 2 m lang, die Schwerter noch kürzer. Wie wird es da den Eidgenossen gehen? Die Andringenden werden

vermutlich von den österreichischen Rittern niedergestochen, bevor sie diese mit den kürzeren Waffen erreichen können. Auch tragen jene ja keine eisernen Gewänder, die sie vor den Lanzenstichen schützen würden, sondern nur ihre leichten Kleider. In diesen fühlen sie sich wohler und können sich freier bewegen.

II. Gegen Mittag eröffneten die Österreicher den Angriff mit Geschütz, dem hier die Eidgenossen zum ersten Male in offener Feldschlacht begegneten. Noch flehten die Eidgenossen nach frommer Sitte im Gebete Gott um Beistand an, dann stiessen die beiden Schlachtordnungen auf einander mit lautem Geschrei. Ein heisser Kampf entspann sich unter den brennenden Strahlen der Julisonne. Umsonst versuchten die Eidgenossen, mit ihren Keilen den tiefen und breiten Schlachthaufen der Ritter zu durchbrechen. Ehe die Schweizer mit ihren kurzen Schlagwaffen den Feind auch nur erreichen konnten, wurden sie von seinen Spiessen durchbohrt. Anton zur Port, ein in Uri angesessener Mailänder, gab den Rat, die Holzschäfte der Lanzen mit den Hellebarten zu zerschmettern, aber die wenigen, die trotz des Eisenbeschlags zersplitterten, wurden sofort durch neue aus den hintern Gliedern ersetzt. Schon lag eine Reihe der Tapfersten in ihrem Blute, schon war der Anführer der Luzerner, Altschultheiss Petermann von Gundoldingen, tödlich verwundet niedergesunken; langsam, aber unaufhaltsam sahen sich die Eidgenossen vom feindlichen Schlachthaufen zurückgedrängt.

Erläuterungen: Zum ersten Mal Geschütz! Früher kannte man nur die Armbrust als Schusswaffe. Welche Wirkung jenes wohl auf die Eidgenossen machte? Gewiss hat der Donner der Geschütze, den sie bisher noch nie gehört hatten, sie anfangs heftig erschreckt und überrascht. (Hinweisung auf den Knall der Mörser, Kanonen und Gewehre.)

Vorweisung und Besprechung des Bildes eines damaligen Geschützes, des sog. Feuerhundes (Dändliker, Bd. I, pag. 591.)

Dem naturkundlichen Unterricht oder einer kulturgeschichtlichen Besprechung sollen zugewiesen werden: Die Erfindung des Schiesspulvers, Bedeutung dieser Erfindung, die ersten Geschütze, die Schusswaffen unserer Zeit etc. Durch das Auftreten der Geschütze in der Geschichte des Sempacherkrieges ist doch offenbar das Bedürfnis zu näherem Eingehen auf dieselben erzeugt worden.

Durch die Befriedigung dieses Bedürfnisses wird dem Schüler ein gar interessantes und wertvolles Stück der Kulturgeschichte erschlossen, das, dem Gedanken der Konzentration entsprechend, jetzt seinen besten und ungekünstelten Anknüpfungspunkt findet.

5. Zwei Helden: Winkelried und Leopold.

I. Welches wird nun das Schicksal der Eidgenossen sein? Vermutungen: Da sie nicht im Besitz hinreichend langer Waffen sind, so müssen sie unterliegen. Von den Rittern werden sie immer weiter zurückgedrängt, vielleicht gar eingeschlossen. Da würde es wohl ein furchtbares Gemetzel absetzen, und die Eidgenossen wären rettungslos verloren. „Nun kam aber ein Retter in der Not!“

II. (1. Abschnitt.) Da sprang aus den Reihen der Unterwaldner Arnold Winkelried hervor und rief seinen Kampfgenossen zu: „Ich will euch eine Gasse machen. Sorget für mein Weib und meine Kinder!“ Mit diesen Worten umfasste er eine Anzahl feindlicher Spiesse und drückte dieselben, tödlich getroffen, mit sich zu Boden. Durch seinen Sturz riss er eine Lücke in den Eisenwall, und ehe die Österreicher Zeit und Besinnung fanden, dieselbe wieder auszufüllen, stürmten die Eidgenossen mit unwiderstehlicher Gewalt in die Reihen derselben. Die eiserne Mauer war gesprengt. Mann an Mann, Brust an Brust war das schweizerische Fussvolk mit seiner leichtern Rüstung gegenüber den Rittern im Vorteil. Das erdrückend schwere Stahlgewand hemmte diese in ihren Bewegungen und ermattete sie in der schwülen Hitze; aber es schützte sie nicht vor den Hellebarten, die zerschmetternd auf sie niederfielen, vor den Stößen der kurzen Schwerter, die von nerviger Faust auf sie geführt wurden.

(2. Abschnitt.) Schon schwankte das österreichische Hauptbanner; aus dem Kampfgewühl ertönte der angstvolle Hülfesruf: Rette Österreich! Da stieg Herzog Leopold, der mit einem Teil seiner Ritter dem Kampf noch fern geblieben war, vom Pferde. Umsonst bat man ihn, sein Leben zu schonen. Er sprach: „Ich will mit den Meinen genesen oder sterben. Besser ein Tod in Ehren, als ein Leben mit Schande!“ und eilte den Seinen zu Hülfe. Aber auch er brachte keine Rettung. Nichts vermochte den Streichen und Stößen der Eidgenossen Stand zu halten. Leopold fand tapfer kämpfend den Tod. Jetzt nahm die Verwirrung im österreichischen Heere überhand. Die Herren fingen an zu fliehen und riefen nach ihren Hengsten. Schon waren jedoch die Knechte mit denselben fortgerannt. Wenige der Edeln wären mit dem Leben davon gekommen, wenn nicht die eidgenössische Mannschaft vorzeitig von der Verfolgung abgelaßen und zu plündern begonnen hätte.

Der *Erläuterung* bedürfen vorab die Ausdrücke: Nervige Faust, genesen, — „schon schwankte das österreichische Hauptbanner.“ Erörtert werden muss namentlich auch der Umstand, dass nicht nur die

schwere Rüstung und die langen Waffen den Österreichern tüchtige Gegenwehr unmöglich machten, sondern weit mehr der Umstand, dass die Ritter im Fechten zu Fuss nicht geübt waren. Bei Tjosten und Turnieren kämpften sie immer mit ihren langen Speeren zu Pferd. Zu Übungen in „Fusskämpfen“ wurden sie erst veranlasst durch die vielen Niederlagen.

„Wenige der Edeln wären mit dem Leben davongekommen“ Zur Zeit der Freiheitskriege machte man eben keine Gefangenen, sondern tötete alle Feinde, deren man habhaft werden konnte.

. „zu plündern begonnen hätte“ . . . Was es zu plündern gab: Kostbarkeiten, Helme, Prachtgewänder, Geld, Waffen, Fahnen. Ob jeder die Beute als Eigentum behalten durfte? Banner wurden an die Orte verteilt zu ewigem Angedenken. Kostbarkeiten, Geld, Gewänder dagegen fielen dem Einzelnen zu. Daher suchte jeder möglichst viel zu erbeuten.

6. Die Verluste.

I. Nach jeder Schlacht zählt man die Verluste. Auf welcher Seite wohl mehr gefallen sind? Vermutungen hierüber.

II. Auch so war indes die Niederlage des Ritterheeres eine furchtbare. Neben dem Herzoge lagen 350 Markgrafen, Grafen und Freiherren und über 300 andere Edle, die Blüte des süddeutschen Adels, auf der Wahlstatt. Noch grössere Verluste erlitt das Fussvolk, das sich mutig gegen seine Verfolger zur Wehre gesetzt hatte. Auch die Eidgenossen hatten 120 Tote zu beklagen; einige, wie der heldenmütige Gundoldingen, starben zu Hause an ihren Wunden. Reiche Beute und zehn eroberte Banner von Grafen, Rittergesellschaften und Städten verteilten sie als Siegeszeichen unter sich. Dasjenige von Zofingen hatte der Schultheiss Nikolaus Thut gerettet, indem er sterbend das Fahnentuch von der Stange riss und es in den Mund schob. Da fanden es seine Mitbürger, als sie den Toten begruben.

Erläuterungen: „einige starben zu Hause an ihren Wunden“ . . . Nur einige! Woher das wohl kommt? Damals gab es eben infolge des Gebrauchs so furchtbarer Waffen meistens unmittelbar tödliche Verletzungen, im Handgemenge konnte es anders nicht zugehen. „Verwundete“ zählte man gewöhnlich nur wenige. Jetzt ist das anders. Das zeigt uns schon das Franzosendenkmal auf unserm Friedhof, wo allein 11 Soldaten beerdigt liegen, die während ihrer Internirung¹ nach dem deutsch-französischen Kriege hier den Folgen desselben erlagen. Wie hier, so sind

¹ Besprochen im IV. Kurs anlässlich von heimatkundlichen Beobachtungen.

auch anderswo zu jener Zeit gar viele „Internirte“ gestorben. Mit den jetzigen Waffen erfolgen eben viele Verletzungen, die oft erst nach einiger Zeit den Tod herbeiführen.

... „Thut schob das Fahnentuch in den Mund.“ Wie ist das möglich? die einzelnen Scharen führten nur ganz kleine Fähnchen mit sich, keine Banner. Bezeichnung der ungefähren Grösse. Der Verlust der Fahne galt damals und gilt noch heute als beschämend.

Zusammenfassende Erzählung der ganzen Einheit an Hand der *erarbeiteten* Überschriften. Im Anschluss daran:

Ethische Vertiefung.

1. Wer hat sich wohl im Sempacherkrieg am meisten ausgezeichnet? (Arnold Winkelried.) Inwiefern ist seine Tat noch rühmenswerter und bewunderungswürdiger als die aller andern?

Winkelried sah den sichern Tod vor sich. Er wusste, dass er unrettbar verloren sei, wenn er sich auf die feindlichen Speere werfe. Dennoch tat er es, um seinem Vaterlande zum Sieg zu verhelfen. Seine Tat ist um so höher zu schätzen, da er daheim Frau und Kinder zurückgelassen hatte, die er vor seinem Abmarsch nach Zürich zum letzten Mal sah. In jenem verhängnisvollen Augenblick, als er vor den feindlichen Speeren stand, dachte er aber vor allem an die Not des Vaterlandes. „Eher sterben, als in der Knechtschaft leben“, dies war sein Wahlspruch, und diese Vaterlandsliebe hat ihm Kraft zu seiner Heldentat gegeben.

Wir sahen aber auch, wie er handelte als *Familienvater*. Vor seinem gefahrvollen Werk, im Angesicht des Todes, dachte er noch an seine Lieben daheim, die er gewiss treu und innig liebte. Er wusste, dass sie nun bald verwaist und verlassen dastehen würden und dass er fortan nicht mehr für sie sorgen könne. Deshalb empfahl er sie der Obsorge und dem Schutze der Eidgenossen: „Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ Er wusste auch, dass jene seine Bitte gerne und willig erfüllen werden.

Also: Winkelried war nicht nur ein treuer Bürger und tapferer Held, sondern auch ein zärtlich besorgter Familienvater.

2. Wie haben sich aber die übrigen *Eidgenossen* gezeigt? *Einträchtig* und *brüderlich* hielten sie zusammen, wie es ihre Väter im Rütli geschworen und wie sie es selbst in den Bundesbriefen gegenseitig versprochen hatten: Einander zu helfen mit Leib und Leben, mit Gut und Blut.

Wo zeigte sich diese Brüderlichkeit am schönsten? Wohl in der Hülfeleistung an Zürich. Kaum hatten die Eidgenossen ja vernommen, der Angriff gelte dieser Stadt, da besannen sie sich nicht lange und eilten schnell zu ihrer Rettung dorthin.

Und im Meiersholze? Da kämpften sie ungemein *tapfer*. Gar mancher stürzte sich, wie Winkelried, in die feindlichen Speere, aber nicht mit dem gleichen Erfolg.

Haben aber *alle* acht Orte den Bundesbrief gehalten? Vier fehlten, drei davon können wir einigermaßen entschuldigen, da sie selbst bedroht waren. Bern aber hätte sicherlich Hilfsmannschaft schicken können. Es liess in der Not seine Freunde im Stich. Von ihm könnte das Sprichwort gelten: „Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot.“ Hätten die übrigen Orte nicht besser zusammengehalten, so wären sie unterlegen.

Die Eidgenossen waren wohl recht stolz auf ihre Kraft und übermütig vor der Schlacht? Nein, demütig flehten sie ja zu Gott, dass er ihnen beistehe. Das war ein schöner und edler Brauch. Das feste Vertrauen auf den Beistand Gottes macht die Menschen stark und heldenmütig.

3. *Die Österreicher*. Auch diese kämpften sehr tapfer. Vor der Schlacht aber benahmen sie sich ganz anders als die Eidgenossen. Sie spotteten bei Sempach übermütig, als ob sie schon den Sieg errungen hätten. Ihrem Hochmut folgte schreckliche Strafe. (Hochmut kommt vor dem Fall.) Die Diener der Ritter sorgten nicht treu für ihre Herren. Jeder dachte nur an die eigene Sicherheit und ritt so schnell als möglich auf dem Pferde seines Herrn davon. So hat gar mancher Ritter durch jene Untreue sein Leben verloren.

Dass die Österreicher die ihnen von den Eidgenossen entrissenen Landschaften und Städte wieder an sich zu ziehen suchten, ist begreiflich; zu tadeln aber ist die grausame und ungerechte Bestrafung Willisaus.

4. Namentlich einer von ihnen hat sich ausgezeichnet, Herzog Leopold. Als Führer des Heeres hätte er ja nicht die Pflicht gehabt, selbst mitzukämpfen. Er hatte nur die Aufgabe, das Heer zu leiten und Befehle zu geben. Doch er steigt ab vom Pferd und stürzt sich in die Schlacht mit dem Rufe: „Besser ein Tod in Ehren, als ein Leben in Schande!“ Leopold ist gleichsam der Winkelried *seines* Volkes.

5. Noch ein Österreicher hat sich ausgezeichnet: Nikolaus Thut. Er sorgte sterbend für die Ehre seiner Vaterstadt, indem er nicht will, dass die Feinde sich rühmen können, das Fähnlein der Zofinger erbeutet zu haben.

III. (Vergleichung.) a. *Sachliches*. Nun kennen wir zwei Kriege, in denen die Eidgenossen gegen die Österreicher kämpften. Beweggründe: Die Österreicher trachteten in beiden, die Länder am Vierwaldstättersee

in ihre Hand zu bekommen. Welche Ursachen haben diesen bei Morgarten und bei Sempach zum Siege verholfen? Die Tapferkeit und die Stärke der Eidgenossen und ihre Eintracht. Auch die Bodengestaltung war für sie günstig: Bei Morgarten der schmale Weg zwischen Berg und See, wodurch die Österreicher stark gehemmt wurden, bei Sempach die vielen Bäche, welche die Ritter nötigten, zu Fuss zu kämpfen. Endlich war auch die Bewaffnung und ihre leichtere Ausrüstung den Eidgenossen förderlich.

Waffen einst und jetzt. Damals hatte man meistens Schlag- und Stichwaffen, mit denen man im Handgemenge kämpfte, heutzutage benutzt man namentlich Gewehre und Kanonen, mit denen man schon auf weite Entfernung den Feind angreifen kann. Auch eiserne Rüstungen kennt man nicht mehr, da sie gegen unsere Schusswaffen keinen Schutz verleihen würden.

b. *Ethisches*. Leopold bei Sempach und sein Vorfahr Leopold am Morgarten. Beide haben das gleiche Ziel im Auge. Jener harrt auch in der Not bei seinem Volke aus, dieser verlässt es und flieht angstvoll nach Winterthur. Jener ein Held, dieser ein Feigling.

Die beiden grössten Helden: Leopold und Winkelried. Beide sorgen treu für ihr Vaterland, treu bis in den Tod. Leopold will mit den Seinen sterben. Wie ein Vater seine Familie, so liebt er sein Volk. Auch Winkelried gibt gern und freudig sein Leben hin für das Wohl seines Landes. Sie handeln beide nach dem Spruch: Einer für alle!

Zusammenstellung der Begebenheiten, wobei die Eidgenossen durch ihre *Eintracht* sich auszeichneten: Sempach, Morgarten, Rütli, Vertreibung der Vögte. (Sprüche.)

Zusammenstellung der bisher behandelten Beispiele des *Gottvertrauens*: Unsere Väter vor der Schlacht. Die Rede der Stauffacherin: „Gott wird euch ohne Zweifel nicht verlassen und die Unbilligkeit dämmen helfen, so ihr ihn von Herzen anrufet!“ Gallus bei seiner Unterredung mit Hiltibodus, als dieser ihn auf die Gefahren der Wildnis aufmerksam machte:¹ „Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?“ David zu dem ihn höhnnenden Goliath: „Ich komme zu dir im Namen des Herrn, des Gottes Israels!“

Wie die Ritter anno 1386 für ihren Spott und ihren *Übermut*, den sie vor den Mauern Sempachs zeigten, bestraft wurden, so erging es auch den stolzen Vögten. Erst der Hochmut, dann die Niederlage. Beispiel aus der biblischen Geschichte: Goliaths Kampf mit David.

¹ IV. Schuljahr.

IV. (Ergebnisse). 1. Ergänzung der Zahlenreihe: 1308, 1315, 1332, 1351, 1352, 1353, **1386**.

2. Waffen einst und jetzt. Einst: Schwert, Lanze, Hellebarte, Morgenstern, Axt, Armbrust. Die ersten Geschütze 1386. Jetzt: Kanonen, Gewehre, Bajonette, Säbel.

3. Ins Systemheft gehören auch die einzelnen Überschriften der Einheit.

4. *Sprüche*. Über *Aufopferung*: „Einer für alle, alle für einen.“ Über *Eintracht*: „Eintracht macht stark.“ „Eintracht baut das Haus, Zwietracht reisst es nieder.“ „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“ *Gottvertrauen*: „Der Herr ist der rechte Kriegermann.“ „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott.“ „Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein?“ *Übermut*: „Hochmut kommt vor dem Fall.“ „Ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke.“

V. (Anwendung). 1. Besprechung der einschlägigen Bilder:¹ Winkelrieds Tod (von K. Grob.) Im Festblatt enthalten. Arnold von Winkelried auf der Wahlstatt (von L. Vogel), ebendasselbst. Heimkehr vom Schlachtfeld (von Karl Jauslin). Illustrierte Welt 1887. Es ergibt sich daraus interessantes Material für Aufsätze.

2. Anschliessend wurden gelesen die Gedichte: „Nikolaus Thut“, von J. N. Vogel. (Die Schweiz, von Heinrich Kurz, pag. 247.) „*Winkelrieds Abschied*“ (von E. Rothpletz).

Dir, Vaterland, in Sturm und Not
Geweiht hab ich mein Leben;
Dem Kampf, dem kühnen Heldentod
Die Brust ist hingegeben.
Es naht der Tag zum harten Streit,
Trompeter! ruft zum Tanze!
Mein Schlachtross bäumt! Das Ehrenkleid
Ist Helm mir, Schwert und Lanze.

Leb wohl, mein Kind, so zart und fein,
Folg' du der Mutter Lehre!
Lieb Knabe, einst gedenke mein,
Dein Banner: Mut und Ehre!
Leb wohl, mein Weib, so liebeträut,
Dein Glück, es bricht in Scherben;
Der Tod ist jetzo meine Braut,
Zum Sterben gehts, zum Sterben.

Hoch auf! der Schlachtenruf erschallt,
Es droh'n des Feindes Schergen;
O Vaterland! ihr Speerenwald,
Mein Herze soll ihn bergen!
Du weisses Kreuz im roten Feld,
Dich nimmer ich verlasse.
Hurrah! im Sieg und Tod ein Held,
Der Freiheit eine Gasse.

¹ „Es ist nicht gleichgültig, wo das Bild auftritt. Als blosses Veranschaulichungsmaterial tritt es am besten gleich bei der Darbietung auf (II. Stufe.) Ist es dagegen ein Kunstwerk, in welchem der Künstler eine besondere Tendenz oder Idee zum Ausdruck gebracht hat, die der Schüler erfassen soll, so gehört es ans Ende (V. Stufe), wenn der Schüler die historische Grundlage bereits vollkommen beherrscht.“

Die Forderung, dass beim Geschichtsunterricht vom Bilde ausgegangen werde, tritt immer mehr zurück.“ (Aus dem pädagogischen Universitätsseminar zu Jena, II. Heft 1890, pag. 139.)

3. Besprechung der Winkelrieddenkmäler in Stanz, Sempach und Meiersholz. (Einschlägige Lektüre zum Vorlesen: Das Denkmal in Stanz. Seine Entstehung und Einweihung. Jugendfreund 1880, pag. 24.)

4. Mitteilungen über die Sempacher Schlachtfeier und das 500jährige Jubiläum. (Siehe bezügliche Berichte in den 1887er Kalendern.)

5. Lesen des Festliedes von Conr. F. Meyer. (Im Festblatt.) Ferner „Über die Sempacherschlacht“, V. Lesebuch von Rüegg.

Aufsätze: Ein Österreicher erzählt den Seinen seine Erlebnisse während des Krieges. — Erlebnisse eines Schweizers etc.

6. Wie würde heutzutage für die Hinterbliebenen eines im Kampfe Gefallenen gesorgt, wenn sie arm sind und keine Verwandten haben, die sich ihrer annehmen? (Waisen- und Armenhäuser. Wie die Auslagen hiefür gedeckt werden. Betätigung des Grundsatzes: Einer für alle — alle für einen.) Kurze Mitteilungen über die Winkelriedstiftung¹, welche den Zweck hat, im aktiven Dienst invalid gewordene Soldaten und Hinterbliebene derselben zu unterstützen. Äufnung des Fonds u. a. durch Zuweisung der Beiträge, welche jeweilen am Neujahr anlässlich der sogen. Kollektiv-Gratulation zu obigem Zweck gespendet werden.

7. Auch an uns kann der Ruf herantreten, für die Verteidigung der Freiheit Gut und Leben einzusetzen. Jeder Schweizer, der das 20. Altersjahr antritt, wird wehrpflichtig, falls er körperlich und geistig dazu fähig ist. Erfüllen aber jene, die sich durch lügnerische Angaben vom Militärdienst losschwindeln, auch den Mahnruf: „Einer für alle?“ Anschliessend an diese Besprechung lesen wir nun den prächtigen, recht warm zum Herzen sprechenden Schlussabschnitt des Gedenkblattes: „Sind wir auch noch unserer Ahnen würdig? Werden wir, falls eine ähnliche Prüfung an uns herantritt, die Probe ebenso gut bestehen? Diese Fragen, teure Schweizerjugend, nimm sie dir zu Herzen, senke das Bild Winkelrieds tief in deine Seele, glühe, wie er, für Freiheit und Vaterland“

Der Geographie ist, den Wegleitungen des Interesses folgend, die Behandlung der luzernischen Landschaften (des „Kriegsschauplatzes“) zugefallen.

Der Gesangstunde wird zugewiesen das Lied: Lasst hören aus alter Zeit!

¹ § 1 der Statuten der st. gallischen Winkelriedsstiftung: „Die Winkelriedstiftung hat zum Zwecke, die auf gesetzlichem Wege beizuschaffenden Mittel zur Unterstützung der infolge des Militärdienstes im Kriegsfall ganz oder teilweise arbeitsunfähig gewordenen Militärs, sowie der Hinterlassenen von Gefallenen zu vermehren.“

Ausblick: Vorstehender Einheit muss sich anschliessen die Beantwortung der naheliegenden Frage: Werden die Österreicher wohl zum dritten Mal den Kampf wagen? Kurze¹ Besprechung des Näfelser Krieges. Abschluss der Freiheitskriege durch den Friedensschluss vom 22. April 1389, resp. 16. Juli 1394. Die wichtigsten Bestimmungen des Sempacherbriefes (Öchsli, Quellenbuch.)

Der Streit der Pädagogen im Spiegel der Komik.

I.

Wo immer auf einem Gebiete alte und neue Richtungen heftig aufeinanderstossen, da pflegt gar bald auch der Humor sich zu regen und im heiteren Spiele nachzuahmen, „wie hüben und drüben die Rufer im Streit sich schelten in heftigem Wortkampf.“ Eine solche humoristische Blüte ist die Schrift des *Orbilius Empiricus: Schulstreit und Schulreform*. Dramatische Szenen. Frei nach Aristophanes.

„Das Leben ist ernst und heiter die Kunst, so lautet die Mahnung des Dichters; Und das ewige Lehren und Meistern erweckt nicht selten pedantische Stimmung. Dann erfrischt es gar mächtig, das eigene Tun zu erblicken im Spiegel der Komik Und die närrische Welt zu belachen getrost, die so ähnlich der wirklichen aussieht.“

Der Mann hat Recht, und da es gerade Fastnacht ist, so folgen wir seinem Rat und greifen darnach und lachen fröhlich mit.

Gymnasium und Realschule! So heisst das erste Stück.² „Ach, den Streit kennen wir schon“, denkt vielleicht mancher Leser; wenn er aber meint, die Szene sei in Zürich oder in Bern oder gar in St. Gallen, so ist er auf dem Holzwege. Der Ort der Handlung ist — die Unterwelt.

Dort hat sich in der Sektion der Pädagogen ein grosser Lärm erhoben. Es gilt dort nämlich das Gesetz, dass wer „die feinste Bildungsmühle zu drehn“ gewusst hat, zum Lohn die grosse Ehrenkathedra erhält, bis dann ein anderer kommt, der in dieser Kunst noch gewiegter war. Lange Zeit hat diesen Ehrensitz inne gehabt

„Der alte Meister klassisch-gymnasialer Kunst,
Der das Bildungsmonopol für die ganze Welt erfand.“

¹ Siehe „die Einheiten des Geschichtsunterrichtes“ (von Eggenberger). Blätter für erziehenden Unterricht, VII. Jahrgang, Nr. 9.

² Das zweite heisst die *Erziehungsschule*, und die Kosten der Unterhaltung zahlen die Zillerianer. Wenn der Raum es gestattet, bringen wir die saftigsten Stellen in den Fasten.

Aber in neuerer Zeit wurde er ihm streitig gemacht von einem Geschöpf:

„Modern und dreist, böotisch roh, banausischen Sinns,
Ein ungebildeter Kleon gegen Perikles.
Von Klassicität auch nicht die Spur. Er lärmt' und rief
Die Gesinnungsgenossen gleich zusammen, die's hier gibt
In Menge, wie überall, die ohne Geschmack und Geist
Dem gemeinen Nutzen dienen, ihrem einz'gen Gott.
Er gründete schleunigst eine Zweigenossenschaft
Des allgemeinen grossen Realschulmännervereins.
Er brachte Listen, Schriften, Bücher in Massen mit,
Gutachten, Briefe, Protokolle, Zeitungskram,
Hielt Reden, schimpfte auf den alten Aeschylus
Und faselte viel von Kegelschnitten und sonstigem Zeug,
Von Statik, Mechanik, Dynamik, Hydraulik und anderen Iks,
Von Medizin, Chemie, von moderner Wissenschaft,
Modernen Sprachen und anderm modernen Schwindel mehr.
Mit frecher Stirne fordert er die Kathedra,
Wo klassisch gross der Meisterpädagog noch sass,
Vor dem in Ehrfurcht alle Welt sich lang' gebeugt.“

Daher der Skandal, dem nun Pluton ein Ende machen will. Schon steht eine Wage bereit, um die Bildungswerte grammweise abzuwägen. Nur um die Richter ist man noch verlegen.

Schulmeister zwar wären genug da, auch geheime Räte, Ärzte und Professoren von allen Fakultäten. Und viele haben auch schon „ganze Ballen voll“ Gutachten geschrieben. Doch merkte man allen die Absicht und die Parteilichkeit an. Da kam gerade Dionysos zu Pluton auf Besuch. Der hat zwar für Schulkram niemals Sinn gehabt. Um so besser, hiess es, wird er richten. Vor ihn und Pluton treten nun die Advokaten der antiken und modernen Bildung: der klassische Philologe *Aeschylus* und der Realschulmann *Euripides*, und geraten im Handumdrehen „schlagwortschleudernd“ einander in die Haare.

Euripides.

„Ich kenn' ihn schon, ich habe gründlich ihn durchschaut,
Den Monopolbesitzer mit hochnäs'gem Trotz,
Das eit'le Grossmaul mit dem ungewasch'nen Mund,
Unüberzeugbar, phrasenbombenschmetterlich.“

Aeschylus.

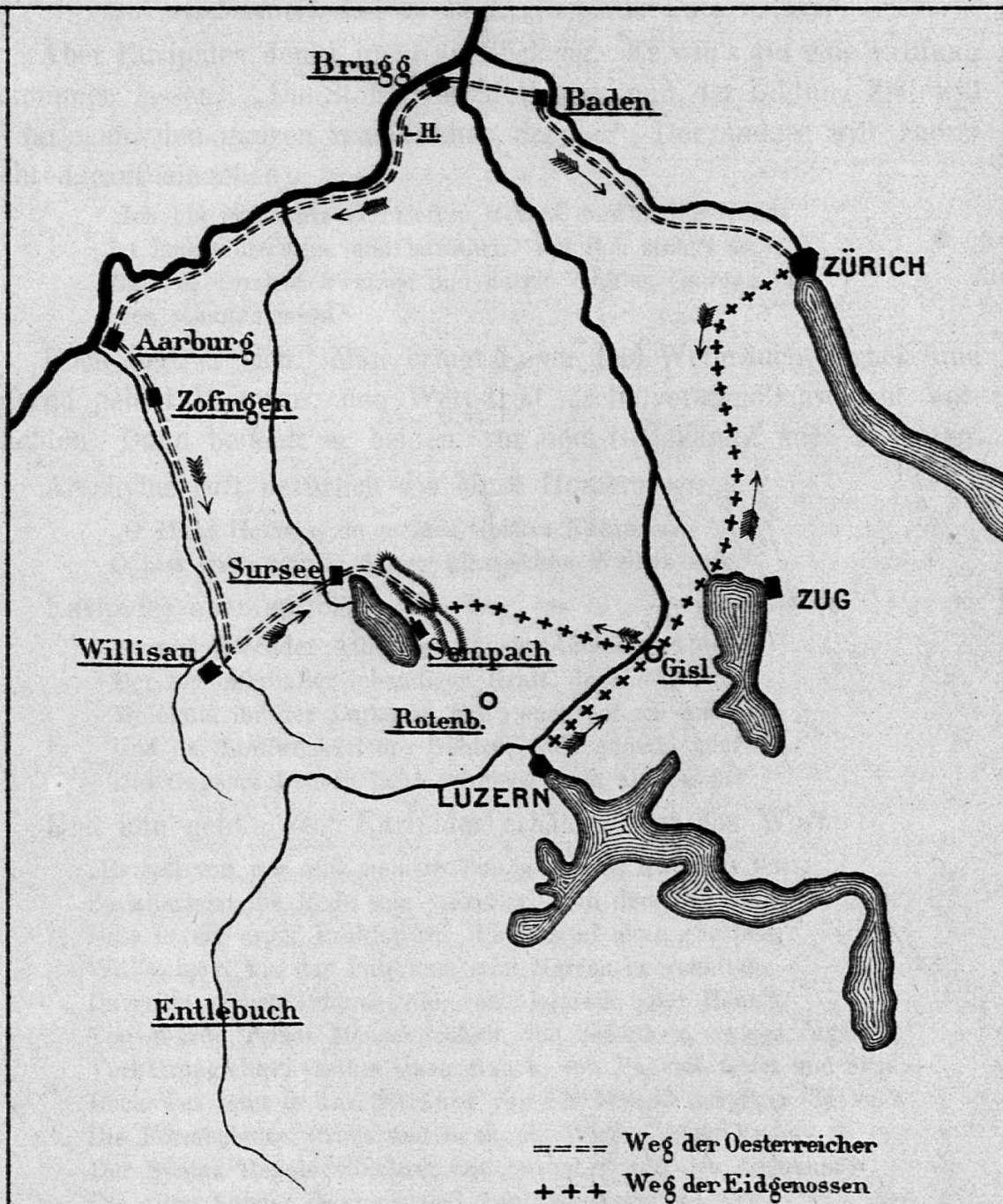
„Beim Zeus! Prophet du des modernen Banausentums,
Du Held der Dampfmaschinenbettelwissenschaft,
Du merkantilisch versumpfter Bildungsscharlatan!

— — — — —
Du utilitarisch-moderner Realienschach'rer du,
Der du in den Tempel unsrer menschenbildenden Kunst
Verruchten Amerikanismus bringst!“

Geschichtskärtchen

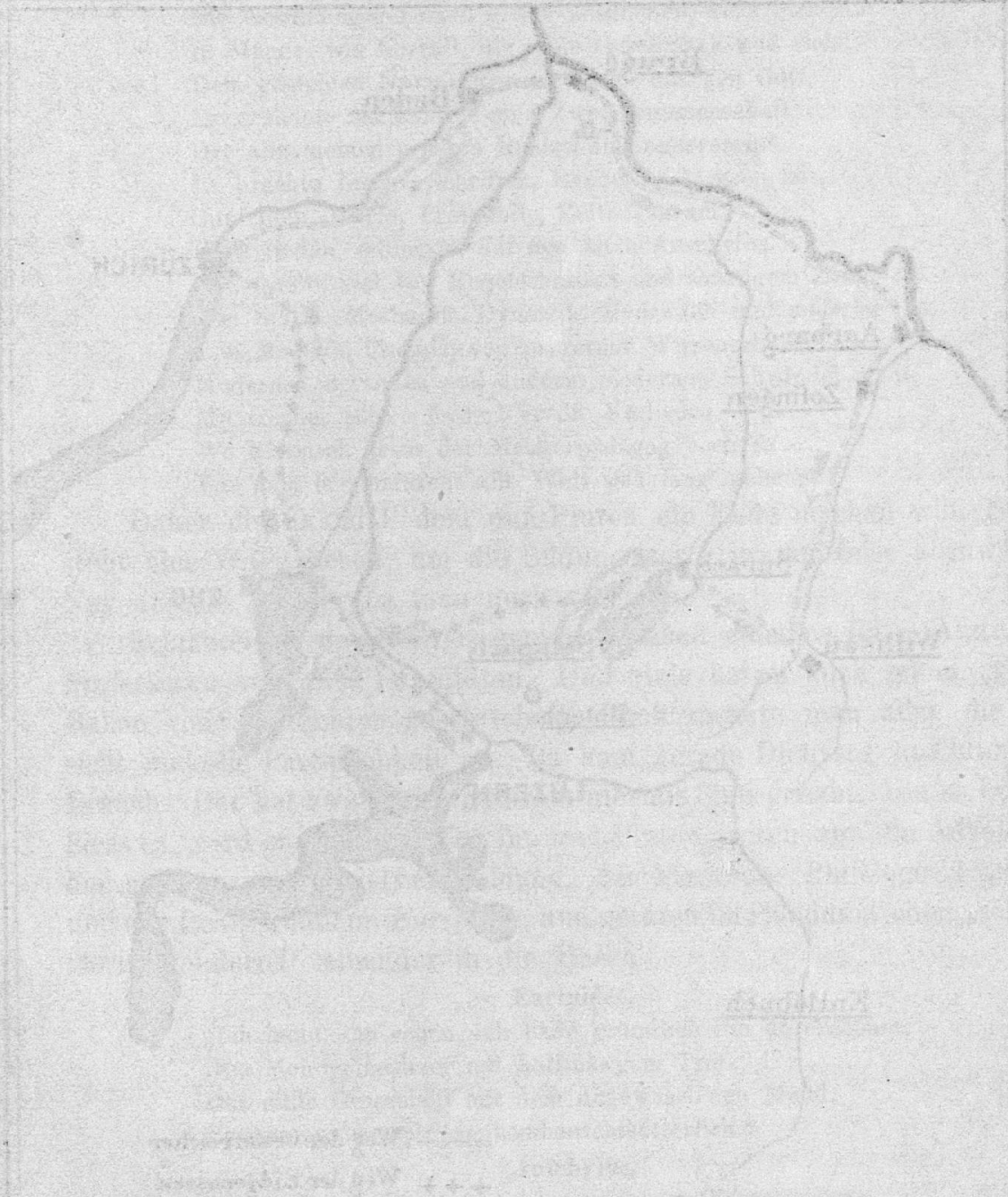
zur

Schlacht bei Sempach.



Geschichtskarten

Schmidt bei Neugraben



Dem Dionysos wird's angst:

„O mäss'ge dich,
Hochwürd'ger Meister! Und du, armer Tropf, entflieh
In Eile dem Hagelwetter, wenn du verständig bist,
Eh' er mit einer neuen Kraftsentenz das Hirn
Dir zerschmettert, dass du die Kegelschnitte draus verlierst . . .“

Aber Euripides denkt nicht an Rückzug. Er will's auf eine Prüfung ankommen lassen. „Die Stoffe, die Methoden und der Bildung Ziel will er darlegen, den ganzen realistischen Schatz.“ Der andere will zuerst nicht darauf eingehen:

„Ich bin im Besitz verbrieften Rechts, und meine Kunst
Ist längst bewiesen und bewährt. Bei ihm steht's so,
Dass er durch Schwatzen und durch Wühlen Geltung erst
Sich schaffen muss.“

Doch fügt er sich. Man bringt Feuer und Weihrauch herbei, und opfernd gelobt Dionysos, den Wettstreit „schulverständlichst“ zu entscheiden. Dann befiehlt er beiden, vor dem Redekampf noch zu beten.

Aeschylus ruft natürlich die Muse Homers an:

„O Muse Homers, du meines Geistes Nährerin,
O lass mich würdig deiner klassischen Weihen sein.“

Euripides aber spricht:

„O undulierender Äther, Quelle des Lichts und du,
Der Schöpfer aller lebendigen Kraft, du Kohlenstoff,
Moleküle ihr der Luft und Erd', euch ruf ich an,
Und du, Stoffwechsel des Gehirns, seid günstig mir!
Des Gegners Lehren lasst erweisen mich als dumm!“

Und nun geht's los. Euripides erhält zuerst das Wort:

„Es soll von mir und meinem Tun, und was ich alles leiste,
Zu allerletzt die Rede sein. Erst will ich dem beweisen,
Dass er ein arger Prahler ist, Windbeutel ohne gleichen,
Will zeigen, wie das Publikum zum Narren er gehalten.
Da redet er von Bildung viel, von klassisch edler Hoheit,
Von Würde, reiner Menschlichkeit, von Schönheit, ew'ger Jugend,
Verklärung durch ästhet'schen Hauch, von Tugend, Geist und Sitte —
Doch was setzt er zur Stärkung vor der Jugend durst'gen Seelen?
Die Formenlehre, kraus und bunt, ein Wirrsal ohne Ende,
Der Syntax Regeln ellenlang mit Ausnahm' von der Ausnahm'!
Die alten Sünder Sisyphus und Tantalus, Ixion,
Die leiden jeder eine Qual, doch alle drei die Jugend.
Nutzlos wälzt sie das Lexikon, wie Sisyphus den Felsblock,
Wie Tantalus, so dürstet sie vergebens nach Erquickung,
Und dazu schnurrt Ixions Rad und dreht sich unaufhörlich,
Der λόγος, λόγου, λόγῳ erst, dann λύω, λύεις, λύει.

„Bei mir ist alles anders!

Da gibt's nicht toten Sprachenkram, nein, Dinge aus dem Leben,
Wie Hund und Katze, Rind und Schaf und Vögel, Fische, Austern,
Getreide, Kirschen, Kopfsalat und was man braucht im Hause,
Salz, Soda, Kreide, Seife, Kalk und Schwefel und Salpeter,
Und was im Leben praktisch dient, wie Dampfmaschinen, Spritzen,
Auch Mikroskop und Telefon, Luftpumpe, Telegraphen.
Da kann man prüfen meine Kunst; ich mache keine Flausen,
Ich scheu' des Kenners Urteil nicht und lasse das Posaunen
Von Dingen, die kein Mensch versteht, auch pauk' ich den Verstand nicht
Mit Kunst erst aus dem Kopf heraus. Leicht kann man unterscheiden
Die Schüler, die den Unterricht bei ihm und mir genossen.
Die seinen voll von Wörterdunst, von Phrasennebelwolken,
Citatetriefend, ungeschickt, autoritätsbedürftig,
Die meinen kundig der Natur und kegelschnittverständlich,
Gewandte Analytiker, Selbstdenker, praktisch findig,
Sie wissen, wie man Soda macht, was H_2O bedeutet.“

Aeschylus hat schon lange die Stirne in Falten gezogen und Weh-
rufe ausgestossen; jetzt kann er sich nicht länger halten:

„Es empört sich das Herz mir unmutsvoll, und es schwillt mir die Galle vor Ärger,
Dass ich diesem Wicht hier entgegen muss. Doch soll er nicht etwa sich rühmen,
Ich hätte nichts mehr zu sagen gewusst. So will ich zunächst ihn befragen.
Sag' an, was ist es, was jeder zuerst wird rühmen am Lehrer der Jugend?“

Und als Euripides antwortet:

„Dass er bildet den Geist und verständig macht und belehrt und bessert die Menschen“

da fährt er triumphierend fort:

„So sprichst du selber das Urteil dir, du hast noch keinen gebessert.
Du schufest in deinem Revier vielmehr böotische, klägliche Tröpfe.
Wie glänzen die Meinen an Geist und Witz, an attischen Mustern gebildet,
Von klassischem Stolze die Brust geschwellt, fern utilitarischem Streben,
Nicht Kohlenstoffschnüffler, Retortengeschmeiss, nicht darwinistische Affen,
Nein, idealistisch erhabenen Sinns und alles Gemeine verachtend,
Durchleuchtet vom Zauber der edelsten Kunst, voll Adel ihr Sinnen und Trachten,
Zu Menschen geweiht in den heiligen Hall'n unsterblicher, göttlicher Dichter
Und gelabt an dem unversiegligen Quell, dem Jugendbrunnen der Menschheit.“

Dem Euripides wird es ganz schwindelig „von dem Phrasenraketen-
geprassel.“ Dionysos aber findet, so komme man nicht zum Ziele. Er
befiehlt, dass man die Wage bringe, um jedes Wort sorgsam zu wägen.

Die Gegner stellen sich an die Wagschalen und jeder sagt in die
seinige seinen Spruch hinein.

Die Thesen und Antithesen folgen sich Schlag auf Schlag:

Aeschylus.

„Wer die Ilias nicht im Urtext liest, ist ein Barbar,
Er sei auch, wer er sei.“ — — —

Euripides.

„Wer Säuren nicht von Basen unterscheiden kann,
Ist blind und kindisch wie Homer.“ — — —

Aeschylus.

„Und wer als letzter sitzend nur mit halbem Ohr
Die klassische Bildung aufnimmt, ist überlegen stets
Dem Realisten, wie ein Riese einem Zwerg.“

Euripides.

„Wer Kegelschnitte versteht und physikalisch denkt.
Dem gehorcht die Natur, dem gehört die Welt.“

Aeschylus.

„Ich bringe die Fundamente aller Wissenschaft!“

Euripides.

„Ich mache frei von toter Buchgelehrsamkeit!“

Aeschylus.

„Und ich bewahre den idealen Zusammenhang
Der menschlichen Natur!“

Euripides.

„Für die moderne Welt
Hast du Verständnis wie ein Siebenschläfer gezeigt!“

Aeschylus.

„Die moderne Kultur versinkt in Neobarbarei,
Die Welt ist nur zu retten durch das Altertum.
Ihr aber, banausisches Volk, ihr hindert das Rettungswerk!“

Dionysos hat genug; er mag das Schimpfen nicht länger anhören,

„Tretet zurück“, ruft er. „Ich weiss genug.
Ich mag nicht richten, will zum Feinde keinen mir
Von beiden machen. Für den einen spricht mein Herz
Aus Jugendfreundschaft, für den andern der Verstand.
Verhülle, Pluton, deine Ehrenkathedra!
Wir wollen warten, bis das neue Jahrhundert kommt:
Vielleicht erfindet einer 'was Neues bis dahin —
Geweissagt ist ja der neue Messiasschulstephan!“

Und siehe, da kommt er schon. Der Einheitsschulvereiner Monosteuchos tritt auf und spricht im Prophetentone:

„Ich bin der Schulmessias, schweigt in Andacht still!
Bekränzt mit Lorbeer führt mich hin zur Kathedra!
Ich bin es, der die Bildungsfrage hat gelöst,
Ich heile den grossen Bildungsriß der modernen Welt.
Denn meine Einheitsschule teilt den Segen aus
Auf alle gleich, erfüllet jedem seinen Wunsch.“

Homer und die Griechen, die Kegelschnitte und die moderne Bildung, sie alle sollen bleiben, denn sie müssen sein. Wie aber? Notwendigkeit macht erfinderisch, Monosteuchos *lehrt beides und trägt den Sieg davon.*

Aeschylus aber fragt verwundert:

„Doch sage eins mir, ob wohl in der neusten Welt
Die Jugend etwa doppelte Seelen sich gewann.
Zu meiner Zeit, wenn die Seele voll von den Alten war,
Ging nichts hinein mehr, höchstens noch der Pythagoras.“

Und Euripides:

„Dreht sich die Erde doppelt so langsam jetzt vielleicht?
Zweifache Bildung braucht doch sicher doppelte Zeit.“

Doch Monostelechos ist nicht verlegen:

„Bewahre! Zweifach ist die Bildung nimmermehr.
Ihr selber seid nur halbgebildet, zusammen erst
Macht ihr ein Ganzes. Aber ich, ich bringe jetzt
Innig verschmolzen und harmonisch konzentriert
Die antik-moderne Bildungsquintessenz herbei.
In kritischer Retorte koch' ich alles ein;
Der Stoff wird auf das Wesentliche reduziert,
Und den Extrakt der Grammatik und des Altertums,
Den füll' ich sorgsam auf die alten Schläuche erst.
So spar' ich ein'ge, und in diese giess' ich ein
Dann die moderne Bildung, gleichfalls konzentriert.
So reicht der Schläuche alte Zahl für beides aus.“

Aeschylus zweifelt, ob dieser „Punschextrakt“ geniessbar sei, aber Dionysos ist ganz entzückt:

„Der Mann gefällt mir, Pluton, der löffelt im Handumdrehn
Die Jungen heran zu lauter Universalgenies.
Den möchte ich mit mir nehmen.“

„Gut, so nimm ihn mit“, sagt Pluton,
„Und lass ihn heilen den Bildungsriiss der modernen Welt.“

Orbilius aber nimmt zum Schlusse doch noch Partei für Euripides und prophezeit durch den Mund des Chorführers:

„Es wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Und das griechische Wort allüberall in den Hallen der Jugend verstummt ist.“

Allüberall? Das wollen wir denn doch nicht hoffen. G. W.

Zum 7. Jahresbericht des bündnerischen Lehrervereins.

„Obwohl der Jahresbericht zunächst für die Lehrer Graubündens bestimmt ist, so sind die darin behandelten Gegenstände allgemein pädagogischer Natur und eine Anzeige derselben in diesem Blatte daher gestattet“, so liess sich eine kurze Anzeige des 2. Jahresberichtes in den Bündner Seminarblättern (III, 116) vernehmen. Darüber ist ein halbes Jahrzehnt hinweggegangen, und zum letzten Jahreswechsel sandte der Verein seinen siebenten Bericht.

In den 6 ersten Jahrgängen sind ausser der in der eben angeführten Anzeige besprochenen, vortrefflichen Arbeit von F. Davatz über Erstellung von Naturaliensammlungen zu Schulzwecken von allgemeinem Interesse:

Wiget: Die formalen Stufen des Unterrichts (zuerst hier, nachher erweitert und separat erschienen) I, 1—58.

Dr. *E. Bosshard*: Über Stoffe aus der Naturlehre für Winterschulen. III, 7—18.

Tomaso Crameri: Le cinque operazioni graduate dell' insegnamento secondo Herbart-Ziller, IV, 5—18.

A. Birchmeier: Der Zeichenunterricht an der Volksschule, IV, 53—64 (vergl. damit die Kritik der Arbeit im 5. Bericht 67 ff.).

Wiget-Muoth-Barblan: Kommissionsbericht über die „Aufnahme der Nibelungensage als eines Unterrichtsstoffes für das frühe Knabenalter“, V, 85 ff.

E. Meyer: Ist unsere Solmisationsmethode und die Methode des Gesangunterrichts in der Volksschule überhaupt der Verbesserung bedürftig und fähig? VI, 57—110.

Dr. *J. A. Held*: Zur Geschichte des *Ut re mi*, VI, 110 ff.

B. Puorger: Come fu trattato nella mia scuola il conte Ugolino, VI, 117 ff.

Der 7. Jahresbericht enthält zunächst das Referat für die am 30. November 1889 in Malans abgehaltene Jahresversammlung: Ergebnisse der Rekrutenprüfungen im Kanton Graubünden aus den Jahren 1875—1889 von Musterlehrer H. Keller in Chur. Nach einer ausführlichen und durch Tabellen veranschaulichten Darstellung der Geschichte, des Wesens und der Resultate der Rekrutenprüfungen (letzteres mit besonderer Berücksichtigung Graubündens) bezeichnet der Referent als Hauptursachen der mittelmässigen Resultate Graubündens die grosse Zahl von kleinen Schulgemeinden mit nur je *einem* Lehrer für alle 8 resp. 9 Schuljahre, die vielen (unentschuldigten) Absenzen, die Verschiedenheit der Sprachen, endlich einen noch vielfach irre gehenden Unterricht. Als Mittel zur Abhülfe dieser Übelstände werden vom Referenten vorgeschlagen: Erhöhung der Bussen für unentschuldigte Absenzen, Vermehrung der Veranschaulichungsmittel von seiten der Gemeinden¹, öftere Schulspaziergänge zu naturkundlichen und geographischen Zwecken, näherer Anschluss an die Muttersprache auf der Unterstufe, Beschränkung des grammatischen Pensums, bessere Subventionierung der Abend- und Fortbildungsschulen durch den Kanton und allmähliche Ausarbeitung eines zweckdienlichen Lesebuches für diese Schulen. Die übungsgemäss im Jahresbericht veröffentlichte Diskussion zieht einerseits den Wert der Rekrutenprüfungen als eines absolut gültigen Massstabes in Zweifel (wohl mit Recht!), anerkennt aber anderseits die Bedeutung der Prüfungen als eines Sporns für Verbesserung des Volksschulwesens. Die Mittel zur Erreichung besserer Resultate werden unterschieden in „organisatorische“ und „methodische.“ Die Diskussion beschäftigt sich namentlich mit den ersteren und zwar im wesentlichen im Sinne des Referenten. Die Wichtigkeit der letztern wird indes nicht verkannt; die Frage, wie man durch Verbesserung der Unterrichtsmethode zu bessern Bildungsergebnissen gelangen könne, wird der besondern Berücksichtigung der Bezirks- und Kreiskonferenzen empfohlen.

Eine zweite, anspruchslose aber sehr ansprechende Arbeit ist die folgende: Come furono trattati nella mia scuola „I Promessi Sposi.“ Der Verfasser, B. Puorger, macht in diesem Aufsatz, wie auch in dem schon erwähnten des VI. Jahresberichtes (Come fu trattato il conte Ugolino, Div. Com. Inf. 32, 33), ernsthafte Versuche, die Lektüre in den Mittelpunkt des muttersprachlichen Unterrichtes zu stellen, diese selbst auszuwählen nach der Idee der Konzentration. Zu erwähnen ist wenigstens der Aufsatz von Professor Janner: Un Metodo per insegnare la lingua materna nelle scuole della Svizzera italiana, VII, 94—102.

Einen integrierenden Bestandteil der Jahresberichte bilden die Verzeichnisse über die im vorausgegangenen Winter abgehaltenen Bezirks- und Kreiskonferenzen. Die Themata dieser Konferenzen sind ein erfreulicher Beweis für das lebhafteste *pädagogische* Interesse, das gegenwärtig in fast allen Gauen Bündens herrscht. Die Wahl der Themata ist im allgemeinen eine überaus glückliche; es fehlen jene Themata beinahe ganz, welche den Referenten zu einem blossen Excerptiren grösserer wissenschaftlicher Werke und zur Unselbständigkeit verurteilen. Der Aufsatzunterricht in der Volksschule, der Rechnungsunterricht in den drei ersten Schuljahren, Charakter-

¹ An dieser Stelle wäre zu nennen (abgesehen von Ziller Vorlesungen 204 f.) eine treffliche Arbeit von Dr. F. Sachse: Anschaulichkeit und Veranschaulichungssucht. Pädagogium X, 12 p. e. S. 779. Dieser moderne Schulbilderdienst wirkt geistlähmend wie der kirchliche. Er entwöhnt das Kind, sich selbst Vorstellungen zu bilden, seine eigene Kraft zu gebrauchen und in sich zu verarbeiten, was es aufnimmt, begünstigt also geistige Trägheit und Unselbständigkeit.

bildung, wie entsteht Interesse? wie kann das Mitgefühl gebildet werden, gli esercizi di Memoria, della molteplicità dei rami d'insegnamento u. s. f. — das sind Betrachtungen, welche zum Denken über die Praxis nötigen und ein ziel- und mittelbewusstes pädagogisches Handeln erzeugen.

Die Bündner Lehrer gehen da ohne Zweifel den richtigen Weg. Die Bezirks- und Kreiskonferenzen haben dem Vorstände des Lehrervereins Spezialberichte über ihre Verhandlungen einzusenden, der dann die Hauptgesichtspunkte der bezüglichen Referate und Diskussionen dem Ganzen in einem Résumé zur Kenntnis bringt, eventuell zur gemeinsamen Behandlung der betreffenden Themata anregt, wie er anderseits die Bezirks- und Kreiskonferenzen aufmuntert zur Besprechung von Fragen, die im Schosse der kantonalen Konferenz oder anderwärts (landwirtschaftliche Winterschulen) angedeutet werden. Auf diese Weise soll jene lebendige geistige Wechselwirkung, jenes geistige Band unter den Lehrern Bündens geschaffen werden, das der Herausgeber der ersten sechs Jahresberichte im ersten Bericht pag. 59 auf das anschaulichste beschreibt.

Der 7. Jahresbericht enthält ein Résumé über die Verhandlungen der Kreis- und Bezirkskonferenzen in Bezug auf den Sprachunterricht von dem in Malans gewählten neuen Präsidenten des Vereins (Seminardirektor P. Conrad), den Rechen- und Gesangunterricht von Herrn Lehrer Mettier. Die grossen leitenden Gesichtspunkte im Aufsatz- und Rechenunterricht treten in dem Résumé scharf hervor, gewiss zum Nutzen aller, die den Bericht lesen.

Im 7. Jahresbericht kommen ferner zum Abschlusse die im 5. Bericht begonnenen Mitteilungen aus dem Archiv des Lehrervereins über die Tätigkeit der kantonalen Lehrerkonferenz von 1852—1882 unter dem Titel: 30 Jahre bündnerischen Konferenzlebens. Diese Mitteilungen entrollen im Vereine mit dem übrigen Inhalte der bisher veröffentlichten Jahresberichte vor unsern Augen ein interessantes Stück der bündnerischen Schulgeschichte. Es liesse sich manche Betrachtung daran anknüpfen; hier sollen nur zwei Punkte herausgehoben werden. Zunächst darf wohl jetzt schon konstatiert werden, dass der oder die intellektuellen Urheber der aus dem Jahre 1883 stammenden Reorganisation der bündnerischen Lehrerkonferenz den richtigen Weg eingeschlagen haben zur Erreichung des Zieles, welches seit der Gründung der kantonalen Konferenz im Jahre 1852 nicht mit dem gewünschten Erfolge angestrebt worden war. Man ist der Verwirklichung der Idee, welche schon Ende der 50er und am Anfang der 60er Jahre von den Seminardirektoren Zuberbühler und Largiadèr klar ausgesprochen wurde¹, in den verflossenen 7 Jahren entschieden näher gekommen. Der Verein hat zwar nur 4 Bestimmungen in seinen Statuten; das tut aber nichts zur Sache — oder vielleicht doch! Er ist nicht lange bei den Vorbereitungen stehen geblieben, und ist mit seiner höchst einfachen Organisation frisch und froh an die Arbeit gegangen. Viel, sehr viel bleibt noch zu wünschen übrig; das geht aus dem beinahe *elegischen* Schlusse der Mitteilungen des Vorstandes im 6. Jahresberichte hervor (128). Bedeutungsvoll ist in dieser neuen Phase des Vereins vor allem der *Druck* der Referate und Verhandlungen, die vortreffliche, höchst zweckmässige Einrichtung des Jahresberichtes im besondern.²

Sodann muss gerade in diesen Blättern, die für die Verwirklichung resp. Weiterbildung der pädagogischen Ideen von Herbart und Ziller eintreten, mit Nachdruck hingewiesen werden auf den offen am Tage liegenden, mächtigen Einfluss, welchen eben diese Ideen in Rhätien gewonnen haben und wie schnell! Es sind noch nicht 10 Jahre her, seit Florin in Alveneu-Bad seinen durch den Korreferenten, Seminardirektor Wiget, auf das wirksamste unterstützten Vortrag über die formale Durcharbeitung des Lehrstoffes hielt; im Jahre 1882 erst sprach Seminarlehrer Imhoff in Davos-Platz über die Konzentration des Unterrichtes; über ein Jahr später erschien das treffliche Büchlein: „Die formalen Stufen des Unterrichtes von Theodor Wiget

¹ V. Bericht, S. 13. Kreisschreiben des Lehrervereins an die Vorstände der Lehrerkonferenzen: Durch einen allgemeinen Verein sollte das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit — das Standesbewusstsein ohne Kastengeist geweckt und gepflegt, die Begeisterung für den wichtigen Beruf rege erhalten und der nationale Sinn gestärkt werden. Die Kraft des Einzelnen müsste an der Kraft des Ganzen wachsen, und dieses fände wieder Gewinn an geistiger Belebung durch die Vermehrung der Glieder (vergl. auch V, 23 ff. VI, 35, VI, 129).

² Ist es ganz und gar unmöglich, dass der Inhalt der Referate für die Jahresversammlung den voraussichtlichen Teilnehmern oder allen Bündner Lehrern vorher bekannt gegeben wird?

(1. Bericht).“ Und heute wird in allen Bezirken und in allen Kreisen über Probleme verhandelt, die die Bekanntschaft mit Herbartschen Ideen voraussetzen. Gewiss trägt das Churer Seminar das Hauptverdienst daran. Wer wollte das verkennen! Aber die Neugestaltung des Lehrervereins fällt auch mit ins Gewicht. Es wird im übrigen augenscheinlich nicht bloss geredet, sondern auch gehandelt. Das geht deutlich aus den gelegentlich in den Jahresberichten veröffentlichten Notizen der Schulinspektoren hervor. Die Zillersche Methode muss doch nicht so ganz unvernünftig hoch in der Luft schweben, da sie wenigstens in den Hochtälern Rätians allüberall den Boden gefunden hat! Das Studium der Methode Zillers hat in Graubünden (und wo sie sonst hinkam) ein frisches pädagogisches Leben erzeugt und damit auch die Praxis befruchtet. Wer möchte daran zweifeln, dass die „neue Methode“ bei diesem Anlass Modifikationen, vielleicht Verbesserungen erfahren musste! Nur derjenige etwa, der die einfachsten Gesetze des geistigen Lebens nicht kennen würde.

Zwei Notizen aus den Schulinspektorsberichten mögen hier ihre Stelle finden, um das Gesagte zu veranschaulichen. IV, 18 f.: „Sifatto miglioramento è avantutto in quest' anno da attribuirsi agli effetti del Corso di Metodo tenutosi lo scorso anno nell' estate a Grono, quantunque in una sola scuola¹ si abbia insegnato col Metodo di Herbart-Ziller; le teorie, o per meglio dire i rudimenti del quale, in occasione dell' anziaccennato Corso si erano appunto presi a far conoscere“ und VII, 49: „Der Abstand zwischen der alten und der neuen Methode wird immer kleiner. Durch gründliche Diskussion sind beiderseits vernünftige Konzessionen gemacht worden; so viel ist aus den Gutachten sämtlicher Inspektoren zu ersehen, dass die Idee der Konzentration die Zukunft für sich hat.“²

Der 7. Jahresbericht gedenkt in einer Vorbemerkung des Herrn a. Seminar-direktor Th. Wiget mit folgenden Worten: „Da Herr Wiget mit seinem Wegzuge aus Graubünden auch die Redaktion des Jahresberichtes niedergelegt hat, erachten wir es als unsere Pflicht, demselben an dieser Stelle den aufrichtigsten Dank für die erfolgreiche, uneigennützig gewidmet, abzustatten. Mit Herrn Wiget hat ein erfrischender Luftzug in die pädagogischen Gründe der rhätischen Täler seinen Einzug gehalten, der uns vor Stagnation bewahrt und vielfach, namentlich in den verschiedenen Kreis- und Bezirks-Lehrerkonferenzen, einem frischen, fröhlichen Kriege gerufen hat. Wenn uns ältern Lehrern auch dies und jenes Kapitel der Herbart-Zillerschen Lehre nicht recht einleuchten wollte und wir die praktische Durchführbarkeit manch einer Forderung bezweifeln mussten, so anerkennen wir doch gewiss alle gerne die grosse Förderung unserer beruflichen Weiterbildung, die uns durch die anregende Tätigkeit der Jünger Herbarts zu teil geworden. Und da war es insbesondere unser verehrte Herr Seminardirektor, der es meisterhaft verstanden hat, die neuen Ideen zu popularisieren und unseren Verhältnissen entsprechend auszubilden.“

Wir wünschen dem Bündner Lehrerverein auch unter der neuen Leitung ein fröhliches Gedeihen! W. M.

Offene Lehrerstellen.

Schiers. Lehrstelle für deutsche Sprache an der Realabteilung der Erziehungsanstalt. Kenntnis einer fremden Sprache erwünscht. — *Chur.* Die Stelle eines Turnlehrers an der Kantonsschule, nebenbei auch Unterricht in einigen Realfächern. 30 Stunden. 2500—3000 Fr. Antritt zu Ostern. — *Mellingen.* Die Stelle eines Hilfslehrers für Schreiben, Gesang, Violinunterricht und Turnen an der Bezirksschule. 12 Stunden. 900 Fr. Event. Orgeldienst mit 300 Fr. Meldung bis 20. Februar. —

¹ Anmerkung des Rapportes: A Grono diede un eccellente risultato la scuola inferiore, diretta dalla Signora Ezechia Tognola, l'unica, che abbia impartito con grande, anzi sorprendente successo l'istruzione sulle basi del nuovo Metodo.

² Die Ziller'schen Ideen haben bei ihrer Umsetzung in die Praxis drei Stadien durchzumachen. Erst werden sie belächelt; dann findet man sie schön und gross, aber hält sie nicht für durchführbar, und endlich, wenn sie doch durchgeführt werden, heisst es, sie seien nichts Neues. Die formalen Stufen sind bereits im dritten, die Konzentration ist im zweiten, und die kulturhistorischen Stufen sind noch im ersten Stadium. Red.

Wattwil. Waisenvaterstelle. 1200 Fr., freie Station für sich und Familie. Meldung bis 28. Februar bei Dr. Wälle. — *Bern.* Deutsch, Geschichte und Religion an der Knabensekundarschule. 32 Stunden. 4000 Fr. Antritt im Frühjahr. — *Gottstatt bei Biel.* Lehrer- und Erzieher-Stelle an der Waisenanstalt. Französisch erwünscht. 800 bis 1000 Fr., nebst freier Station. Antritt 1. April. Meldung bis 20. Februar. — *Bütschwil.* obere Jahresschule. Gehalt: der gesetzliche mit freier Wohnung und Garten, sowie 50 Fr. Beitrag an die Lehrerkasse, eventuell für Kirchliches 370 Fr. Anmeldung bis 15. Februar l. J. bei Hrn. Pfr. Kellenberger, Schulratspräsident. — *Kathol. Flawil.* obere Jahresschule. Gehalt: der gesetzliche mit 100 Fr. Personalzulage, 300 Fr. Wohnungsentschädigung, 50 Fr. Beitrag an die Lehrerkasse, sowie für Kirchliches 200 Fr. Anmeldung bis 31. Januar l. J. bei Hrn. Pfr. Egger, Schulratspräsident. — *Luzern.* Stelle eines Gesanglehrers an den Knabenschulen der Stadt. 2500–2800 Fr. Event. Leitung zweier Gesangvereine 1500 Fr. Event. noch die Organistenstelle an der Franziskanerkirche. Antritt zu Ostern. Anmeldung bis 1. März auf der Kanzlei des Stadtrates. — *Herisau.* Deutsche Sprache, Geschichte, Zeichnen, Gesang und Turnen an der Privatrealschule. 32 Stunden. 2800–3000 Fr. Meldung bis Ende Februar. — *St. Gallen.* Naturgeschichte und Geographie, event. Mathematik an der Knabenrealschule. 3000–3500 Fr. mit Pensionsberechtigung bis auf 75% des Gehaltes. Anmeldung bis Ende dies. — *Zofingen.* Französisch, Geographie und Schreiben an der Mädchen-Bezirksschule. 28 Stunden. 1700–2000 Fr. Meldung bis 24. dies. — *Rorschach.* Primarschule. 2200 Fr. und Beitrag an die Pensionskasse. Meldung bis Ende dies.

REZENSIONEN.

Plüss Dr., B. Unsere Bäume und Sträucher. Führer durch Wald und Busch. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube. Zweite Auflage, mit 80 Holzschnitten. Freiburg im Breisgau 1888. Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Ein herrliches Büchlein, das jedem, dessen naturwissenschaftliches Interesse über den Gesichtskreis seiner Nase hinausreicht, treffliche Dienste leisten wird. Die Bestimmung mittelst dieses Führers geschieht nicht nach den oft sehr kleinen und nur kurze Zeit andauernden Blüten, sondern nach den Blättern, zu deren Betrachtung das Auge nicht bewaffnet zu werden braucht. Die sehr einfachen botanischen Ausdrücke sind in alphabetischer Ordnung erklärt, die Tabellen äusserst einfach und übersichtlich, die Arten sehr eingeschränkt, die zweifelhaften Fälle an verschiedenen Stellen der Tabellen berücksichtigt. So kommt es, dass auch der Laie in der Botanik sich leicht zurecht findet und nach einiger Übung jeden ihm auf seinen Spaziergängen vorkommenden Baum und Strauch ohne Schwierigkeit wird bestimmen können; dieses um so eher, als dem Texte zahlreiche, sehr wohl gelungene Illustrationen und kurze zusammenhängende Beschreibungen beigegeben sind, welche letztere sich auf alle wesentlichen Teile der Pflanze beziehen. Wir hoffen, unser Werkchen werde recht vielen ein unentbehrlicher „Führer durch Wald und Busch“. P. C.

L'Echo littéraire.

Sorgfältige Auswahl französischer Lektüre mit deutschen Noten. Jährlich mehr als 700 Seiten. Preis 4 Fr. — Probenummer gratis vom Herausgeber, A. Reitzel, Professor, Lausanne.

Inhalt: Die sittlichen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln. — Der Sempacherkrieg. — Der Streit der Pädagogen im Spiegel der Komik. — Zum 7. Jahresbericht des bündnerischen Lehrervereins. — Offene Lehrstellen. — Rezensionen. — Inserate.